

2011

## MehrGenerationenWohnen

Altersgemischtes gemeinschaftliches Wohnen als eine Möglichkeit der Bewältigung gesellschaftlicher Herausforderungen – Beispiele in Österreich



Bachelorarbeit

zur Erlangung des akademischen Grades „Bachelor of Arts in Business“

FH Oberösterreich Studiengang Sozial- und Verwaltungsmanagement, Linz

Studienzweig Sozialmanagement

Verfasserin: **Eva Kremshuber**

Gutachterin: Prof. (FH) Mag. Dr.<sup>in</sup> Renate Kränzl-Nagl

## **Eidesstattliche Erklärung der Verfasserin**

Ich, Eva Kremshuber, erkläre an Eides statt, dass ich die Bachelorarbeit mit dem Titel „MehrGenerationenWohnen – Altersgemischtes gemeinschaftliches Wohnen als eine Möglichkeit der Bewältigung gesellschaftlicher Herausforderungen – Beispiele in Österreich“ selbständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und alle den benutzten Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommene Stellen als solche gekennzeichnet habe.

## **Danksagung**

Ein sehr herzlicher Dank kommt Helmuth Schattovits, Barbara Strauch und Doris Eisenriegler sowie allen Personen, die sich für ein Interview bereitgestellt haben, zu. Ohne deren bereitwillige Unterstützung wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen.

Vor allem danke ich auch Renate Kränzl-Nagl, die mich mit ihrem Wissen und viel Geduld durch diese Arbeit begleitet hat.

# Kurzfassung

Der Wandel einer Gesellschaft geht immer von einem Anpassungsgedanken aus. Es sollen sich positive Auswirkungen für die Gesellschaft ergeben. Bis jedoch von einem Wandel gesprochen werden kann, muss sich eine Idee/ein Gedanke erst bewähren. Das MehrGenerationenWohnen (MGW) ist eine dieser Ideen, die, ausgehend von der individuellen Ebene, eine Anpassung an gesellschaftliche Herausforderungen verspricht. Anhand ausgewählter Entwicklungen in der westeuropäischen und vor allem in der deutschsprachigen Gesellschaft soll in dieser Arbeit aufgezeigt werden, woraus sich die Idee eines MGW entwickelt haben könnte, wie MGW zu einer Erhöhung der Leistungsfähigkeit eines sozialen Systems beitragen kann und warum bzw. wer davon profitieren könnte.

Der Mensch ist ein soziales Wesen und deshalb auf Gemeinschaft in unterschiedlicher Form angewiesen. Es kommt immer darauf an, wie eine Person ihr Lebensumfeld in den eigenen Alltag integrieren möchte. Für das MGW bedeutet dies, dass es in unterschiedlichen Ausprägungen vorliegen muss. Merkmale, die das MGW von anderen (gemeinschaftlichen) Wohnformen unterscheiden, sind das Vorliegen von „sozialer Verwandtschaft“, Aspekte der Freiwilligkeit und Selbstbestimmtheit, der individuelle Rückzugsbereich sowie das Zusammenbringen, Ergänzen und letztlich Befriedigen der Bedürfnisse unterschiedlicher Menschen bzw. Generationen. Die Anpassung liegt also darin, dass, unter Berücksichtigung der bisherigen Errungenschaften der gesellschaftlichen Entwicklungen, die dadurch entstandenen Herausforderungen in einer gemeinschaftlichen Wohn- und Lebensform bewältigt werden können. In dieser Arbeit sind verschiedene Projekte vorgestellt, die zeigen sollen, wie unterschiedlich MGW sein kann – so unterschiedlich wie die Menschen eben. Deshalb dient der abschließend entworfene Leitfaden auch nur als Orientierung, da das individuell passende Modell des MGW, von einer Gemeinschaft nur selbst entworfen werden kann.

# Abstract

Change in society is always based on the need to adapt. The aim of adapting is to reach a positive effect in society. But before this can really be called change, the idea has to prove itself. Multi-generational living (MehrGenerationenWohnen = MGW) is one of these ideas that is very promising in terms of adapting to challenges in society. So it may meet the expectations of people that are disadvantaged due to social developments. A selection of developments in society should show why and how MGW could make social systems more effective. As people are orientated on community MGW has to be created flexible to allow adaption to the needs of the people. "Social relationship", voluntariness, autonomy and the focus on the (ordinary) needs of the people are characteristics for MGW. It should bring together generations to aid one another.

Five examples of MGW will show the flexibility of multi-generational living. In addition, several factors for success or failure are described. At the end of this thesis there is a guideline to implement an adapted form of MGW that should give an orientation.

# Inhaltsverzeichnis

<b>1. Einleitung</b> .....	1
<b>2. Generationen – relevante Begriffe, gesellschaftliche Entwicklungen und Potentiale</b> .....	3
2.1. Begriffsdefinitionen .....	3
2.1.1. Generation .....	4
2.1.2. Familie – Kennzeichen und Ausprägungen .....	4
2.1.3. Soziale Verwandtschaft – Wahlfamilie .....	5
2.1.4. Mehrgeneration .....	6
2.1.5. Austauschbeziehungen .....	6
2.1.6. MehrGenerationenWohnen .....	7
2.2. Ausgewählter Rückblick von Generationenbeziehungen und Familie im deutschsprachigen Raum .....	8
2.3. Gesellschaftlicher Wandel als Herausforderung für dadurch belastete Gruppen .....	9
2.3.1. Sozialer Wandel .....	10
2.3.2. Wertewandel .....	15
2.4. Private, ideelle Austauschbeziehungen, unabhängig von Verwandtschaft, als Potential für MGW .....	16
2.4.1. Pflege und Betreuung .....	18
2.4.2. Soziale Beziehungen aufbauen und pflegen (können) .....	19
2.4.3. Generationenlernen und Erziehung als (Lebens-) Erfahrungsaustausch und das Lernen von (kulturell) wichtigen Umgangsformen .....	20
2.4.4. Informelle Freiwilligenarbeit .....	21
2.5. Sozial-räumliche Aspekte des Wohnraumes .....	22
2.6. Blick nach Deutschland .....	23
<b>3. Empirische Erhebung</b> .....	26
3.1. Forschungsdesign .....	26
3.2. Vorgehensweise .....	27
3.3. Betrachtete Projekte .....	29
3.3.1. Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals – der Beginn .....	30
3.3.2. Verband „Gemeinschaft B.R.O.T.“: Hernals und Kalksburg .....	31
3.3.3. Besonderheit der „Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg“: Währungen für Arbeitsleistung... ..	33
3.3.4. Les Palétuviers .....	35
3.3.5. Soziale Organisation .....	36
3.3.6. Naturhof Pramtal .....	37
3.3.7. Ausgewählte Gemeinsamkeiten und Unterschiede der betrachteten Projekte in der Organisation des gemeinschaftlichen Wohnens .....	38
3.4. Befragte Personen .....	40
3.5. Wichtigste Ergebnisse und Interpretation der erhobenen Informationen .....	43
3.5.1. Struktur der BewohnerInnen: Zusammensetzung und genannte Gründe dafür .....	44

3.5.2. Motive der Personen für die Wahl dieser Wohn- und Lebensform und die Erfüllung ihrer Erwartungen .....	46
3.5.3. Wohnen und Leben in Gemeinschaft – Gemeinschaftsbildung und Übernahme von Verantwortung für die Gemeinschaft .....	48
3.5.4. Austauschbeziehungen der BewohnerInnen betrachteter Projekte – Beispiele .....	51
3.5.5. Vorteile für die BewohnerInnen durch das MGW .....	53
3.5.6. Nachteile bzw. Herausforderungen für die BewohnerInnen des MGW .....	57
3.5.7. (Mögliche) Gründe für den Auszug von BewohnerInnen aus den betrachteten Projekten und das Scheitern eines Projektes .....	60
3.5.8. Gelingensfaktoren der betrachteten Projekte .....	62
3.5.9. Definition der BewohnerInnen für ihre Wohn- und Lebensform .....	65
<b>4. Leitfaden für die Umsetzung von MehrGenerationenWohnen .....</b>	<b>66</b>
4.1. Ausgangsbasis für den Leitfaden .....	67
4.1.1. Erfolgsfaktoren .....	67
4.1.2. Misserfolgskfaktoren .....	69
4.2. Phasen des MGW .....	70
4.2.1. Vorarbeit der InitiatorInnen .....	71
4.2.2. Gemeinschaft/-sbildung .....	72
4.2.3. Planung und Aufbau .....	73
4.2.4. Wohnen .....	74
4.2.5. Alternative: Verwendung eines bestehenden Wohnbaus .....	75
4.3. Aufbau von Austauschbeziehungen .....	76
<b>5. Zusammenfassung und Resümee .....</b>	<b>78</b>
<b>A. Leitfaden für das Interview .....</b>	<b>90</b>

# Abkürzungsverzeichnis

Jhdt. – Jahrhundert

MGW – MehrGenerationenWohnen

LBS – Landesbausparkassen (Deutschland)

OÖ – Oberösterreich

B.R.O.T. – Beten, Reden, Offensein, Teilen

# 1. Einleitung

Einleitend ein afrikanisches Sprichwort:

„Es braucht ein ganzes Dorf, um einen Menschen zu erziehen.“<sup>1</sup>

Getreu diesem Sprichwort, gibt es ein grundlegendes Erfordernis an Erziehung, Betreuung und Bildung: eine Umgebung, die Entwicklung zulässt bzw. ein „mit-erziehendes“ Gemeinwesen. Insofern steht dieses Sprichwort und der damit zusammenhängende Wahrheitsgehalt im Gegensatz zur modernen, isolierten Kleinfamilie – Mutter-Vater-Kind. Durch Individualisierung, gestiegene Mobilität und einem Wandel der Werte hat der Mensch neue Entscheidungsfreiheiten erhalten. Diese bergen jedoch die Gefahr auf Kosten eines Sicherheitsgedanken und der Solidarität zu gehen. Somit kann es zu Überforderungserscheinungen der durch den Wandel entstandenen Kleinstgruppen in der Gesellschaft kommen. Trotzdem werden Beziehungen in Familien über die Generationen hinweg noch als tragfähiges, solidarisches System zur Sicherung gegen Notlagen und Ressource für Hilfe und Unterstützung gesehen. Dies stellt die Basis für ein wohlwollendes Miteinander von Generationen dar.<sup>2</sup>

In vorliegender Arbeit geht es um MehrGenerationenWohnen (MGW) – ein Begriff, der von der Autorin gewählt wurde, für eine gemeinschaftliche Wohn- und Lebensform, die eine Möglichkeit darstellen soll, genannten Herausforderungen des gesellschaftlichen Wandels zu begegnen. Diese Arbeit basiert auf folgendem Leitgedanken:

Die Gestaltung von **MehrGenerationenWohnen**,  
damit es Abhilfe schafft für die Probleme der sich wandelnden Gesellschaft,  
mit dem Fokus auf der Bewältigung des Alltags

Mit diesem Leitgedanken sollen folgende Forschungsfragen beantwortet werden:

- Was sind die Motive der InitiatorInnen sowie der BewohnerInnen für ein Aufbauen bzw. Bewohnen eines MGW? Daraus kann abgeleitet werden, warum und wer MGW in einer Gesellschaft braucht oder eben nicht, also: Wessen Bedürfnisse können damit gedeckt werden?
- Welche Austauschbeziehungen können im MGW erbracht werden?

---

<sup>1</sup> Kiga-Portal (2011).

<sup>2</sup> vgl. Heitkötter/Rauschenbach/Diller (2008), 9; vgl. Majce/Rosenmayr (2005), 2ff.



- Was sind die Chancen und Problemfelder des MGW sowie die Faktoren für dessen Erfolg und Misserfolg?
- Welche Orientierungspunkte für eine erfolgreiche Umsetzung von MGW können festgestellt werden?

In der ersten Hälfte werden auf Basis von Literaturrecherche verwendete Begriffe definiert, auch der Begriff des MGW, weil es ein von der Autorin gewählter Begriff ist, der zwar in der Literatur bereits vorkommt, aber dessen Inhalte noch kaum wissenschaftlich belegt sind. Dieser Abschnitt beinhaltet außerdem ausgewählte Kapitel der Geschichte der Generationenbeziehungen vor 150 Jahren sowie relevante Eckpunkte des gesellschaftlichen Wandels und die privaten Austauschbeziehungen zwischen Menschen, die unabhängig von leiblicher oder rechtlicher Verwandtschaft sind. Ein kurzer Blick nach Deutschland soll darstellen, wie ein Land, mit dem Österreich eine geschichtliche und kulturelle Entwicklung verbindet, das MGW betrachtet bzw. umsetzt.

Der zweite große Abschnitt stellt die Darstellung und Interpretation der wichtigsten Ergebnisse einer, für diese Arbeit durchgeführten, qualitativen Erhebung dar. In Interviews mit BewohnerInnen solcher Projekte und fachlichen ExpertInnen wurden Fragen nach Motiven und Erwartungen, Rahmenbedingungen, der Zusammensetzung der BewohnerInnen, Austauschbeziehungen, Chancen und Herausforderungen sowie Empfehlungen beantwortet. Diese Vorgehensweise diente der Ergänzung einer relativ geringen Informationsmenge an vorhandener Literatur zu dem spezifischen Thema des MGW (per Definition der Autorin). Schließlich führt die Verbindung von Erkenntnissen aus den Interviews und der Literaturrecherche zum letzten Abschnitt, der einen Leitfaden für die Umsetzung eines MGW-Projektes, mit Erfolgs- und Misserfolgskriterien sowie Empfehlungen für den Aufbau von Austauschbeziehungen, beinhaltet. Dieser Leitfaden ist absichtlich kurz gehalten. Er soll als Orientierung für Menschen dienen, die ein Projekt dieser Art umsetzen wollen.<sup>3</sup>

---

<sup>3</sup> In der Arbeit wird vom MGW auch als „Projekt/e“ gesprochen, weil es sich um Vorhaben handelt, mit denen bestimmte Ziele (Antwort auf gesellschaftliche Herausforderungen, Bedürfnisbefriedigung etc.) erreicht werden sollen.

## **2. Generationen – relevante Begriffe, gesellschaftliche Entwicklungen und Potentiale**

Gesellschaft ist in einem ständigen Anpassungsprozess. Heute (2011) befindet sich die westeuropäische Gesellschaft in der Phase der „Postmoderne“. Das ist eine Steigerungsstufe der Modernisierung, die seit der Industriellen Revolution stattfindet. Inhaltlich ist der Begriff weit gefasst und meint alle sozialen, kulturellen und auch wirtschaftlichen Entwicklungen, die sich von dem jeweils vorherigen Ausgangszustand abheben. Im Sinne einer sozialen Evolution verfolgen Entwicklungen in der Gesellschaft eine erhöhte Leistungsfähigkeit sozialer Systeme. Eine Gesellschaft kann von verschiedenen Ebenen aus betrachtet werden und besteht aus ihren Einzelpersönlichkeiten und deren Verhaltensweisen. In dieser Arbeit wird vorwiegend die Mikroebene, also die individuelle Ebene, betrachtet.<sup>4</sup>

Weil Gesellschaft einem ständigen Wandel unterliegt, stellt sich die Frage, wie sich dieser Wandel vollzieht, in welche Richtung sich eine Gesellschaft entwickelt, was die Ausprägungen des Wandels sind und vor allem welche Konsequenzen er nach sich zieht. Anhand ausgewählter Entwicklungen in der westeuropäischen und vor allem in der deutschsprachigen Gesellschaft, soll im Folgenden aufgezeigt werden woraus sich die Idee eines MGW entwickelt haben könnte, also aus welchen Gründen ein Handlungsbedarf für welche gesellschaftlichen Gruppen notwendig sein könnte. Schließlich sind noch Austauschbeziehungen angeführt, die als potentielle Leistungen im MGW betrachtet werden können. Zuvor werden noch relevante Begriffe definiert und ein geschichtlicher Rückblick auf Generationenbeziehungen vor 150 Jahren gegeben.

### **2.1. Begriffsdefinitionen**

Zu allererst werden wichtige Begriffe definiert, die eine Grundlage für die Nachvollziehbarkeit und das Verständnis der Ausführungen darstellen. Besonders die Begriffe, die „Generation“ beinhalten, machen deutlich, wie essentiell eine vorhergehende Abklärung über dessen Begriffsinhalte ist. Diese Begriffe sind allein deshalb schon von Bedeutung für diese Arbeit, weil sie im Titel vorkommen. Was steckt also alles dahinter bzw. darin? Genauso verhält es sich mit der Familie bzw. Kernfamilie und dem relativ jungen Begriff der „sozialen Verwandtschaft“, also der von Individuen selbst gewählten Gruppe von Menschen, die wie eine Familie in ihrem nahen Lebensumfeld präsent sind.

---

<sup>4</sup> vgl. Lepsius (2009), 211ff; vgl. Reiterer (1998), 171 und 277f.

### **2.1.1. Generation**

Drei wichtige Aspekte prägen den Begriff „Generation“. Er gehört zur Umgangssprache, ist demnach kulturelles Erbe unserer Sprache und ist, wissenschaftlich betrachtet, durch seine Vieldeutigkeit immer wieder eine Herausforderung. Deshalb kann an dieser Stelle die „Generation“, in Anbetracht des behandelten Sachverhaltes, definiert werden als eine Zusammenfassung von Menschen in Gruppen, die demografische und soziale Dimensionen beinhaltet. Eine allgemeingültige Begriffsdefinition entbehrend, meint in dieser Arbeit die „Generation“ Menschen in gleicher sozial-zeitlicher Position. Ihnen können Gemeinsamkeiten innerhalb eines sozialen Systems zugeschrieben und Identitäten auf der Grundlage von Bewusstsein und Handlungen zugeteilt werden. „Eine Generation“ orientiert sich an sozialen Perspektiven, für die Geburtsjahrgang und kollektive Erfahrungen sowie deren Verarbeitung bedeutend sind, verbunden mit einem gewissen Zugehörigkeitsgefühl der betreffenden Personen.<sup>5</sup>

Spricht die Autorin also von einer Generation, ist dies nicht unbedingt nur mit demselben Geburtsjahrgang der Individuen gleich zu setzen. Vielmehr sind in einer Phase der individualisierten Lebensläufe ganz andere Aspekte, wie bspw. Merkmale der unmittelbaren Nachkommen oder (ökonomische) Interessensgebiete von Bedeutung, wenn eine Gruppe von Menschen zu einer Generation zusammengefasst werden soll.

### **2.1.2. Familie – Kennzeichen und Ausprägungen**

Familie ist eine spezifische Form einer sozialen Gruppe, also eine Institution in der Gesellschaft. Mehrere Merkmale kennzeichnen die traditionelle Form von Familie. Sie hat eine biologische und eine soziale Natur. Sie erfüllt also eine Reproduktions- und eine Sozialisationsfunktion. Die Mitglieder einer Familie haben teilweise gemeinsame Vorfahren und werden von diesen in unterschiedlicher Weise geprägt. Dann liegt meist eine Generationendifferenzierung vor und es herrscht ein spezielles Kooperations- und Solidaritätsverhältnis zwischen den Mitgliedern. Lebt die Familie zusammen, wird von einer Haushaltsfamilie gesprochen. Die Familie im weiteren Sinn ist die Verwandtschaftsfamilie, für die weder Zeit noch Raum ausschlaggebend sind, sondern in der die gesamte leibliche oder rechtliche Verwandtschaft zusammengefasst ist. Die Kernfamilie ist eine Form von Familie, die das Verhältnis von jeweils zwei Generationen umfasst. Das sind Eltern(teile) und Kind/er. In dieser Form kommt auch ein lediglich auf Recht, nicht auf biologischer Natur, basierendes Familienverhältnis vor – in Form der Adoption.<sup>6</sup> Wie weiter hinten noch

---

<sup>5</sup> vgl. Lüscher/Liegle (2003), 33ff; vgl. Jureit (2008), 32ff; vgl. Siewert (2008), 250; vgl. Wieners (2005), 156.

<sup>6</sup> vgl. Huinink/Konietzka (2007), 25f.

ausführlicher erklärt wird, unterliegt auch die Familie sowie das Verständnis von Familie einem Wandel. Wenn also in den Ausführungen über den gesellschaftlichen Wandel von der Familie, Haushaltsfamilie, Verwandtschaftsfamilie oder Kernfamilie gesprochen wird, ist diese Definition heranzuziehen.

### **2.1.3. Soziale Verwandtschaft – Wahlfamilie**

Soziale Verwandtschaft ist ein relativ junger Begriff für eine neue Ausprägung von Familie, die auf Basis einer freien Wahl entsteht, daher auch Wahlfamilie genannt. Die Wahlfamilie ist eine Gruppe von Menschen, gekennzeichnet durch Generationenunabhängigkeit, ein Gefühl der Zugehörigkeit zueinander und das gemeinschaftliche Wohnen und Leben, was soweit auch der Haushalts- oder Kernfamilie entsprechen kann. Tatsächlich ist es auch so, dass leibliche/rechtliche Familienmitglieder dabei nicht ausgeschlossen sind. Ein Merkmal der sozialen Verwandtschaft ist die Balance zwischen Gemeinschaft und Individualität. Auch wenn Interessen und Ziele gemeinsam verfolgt werden, wird immer die individuelle Privatsphäre gewahrt, obwohl das Gefühl gegenseitiger Verantwortung sehr stark ausgeprägt ist. Die eindeutige Abgrenzung zur leiblichen/rechtlichen Familie ist jene der freien Wahl der zugehörigen Personen. Es gibt keinen Anspruch, in der sozialen Verwandtschaft eines anderen Menschen aufgenommen zu werden. Genauso ist auch ein Austritt möglich. Als Obergrenze für die Anzahl der Mitglieder einer Wahlfamilie gelten 30 bis 60 Personen.<sup>7</sup>

Die Personen, die in einem MGW leben, sind demnach genau diese Wahlfamilie per Definition. Die Obergrenze der zugehörigen Personen einer sozialen Verwandtschaft ist nach Ansicht der Autorin eine logische Konsequenz aus der steigenden Komplexität, die eine größere zu überschauende Gruppe von Menschen mit sich bringen würde. Dann wäre die permanente Wahl, eine andere Person als „Familienmitglied“ zu betrachten und zu behandeln nur mehr schwierig möglich. Etwas derart Abstraktes und nur von einer Empfindung Zusammengehaltenes birgt aber auch Problemfelder. Daher werden im MGW gewisse „verbindliche“ Maßnahmen eingeführt, die eine Gemeinschaft festigen und den Personenkreis stabilisieren sollen. Diese Verbindlichkeiten könnten als weiteres Merkmal der sozialen Verwandtschaft gesehen werden.

---

<sup>7</sup> vgl. Sauter (2011), 77f.

#### **2.1.4. Mehrgeneration**

Unter „Mehrgeneration/en“ ist zu verstehen, dass innerhalb eines sozialen Systems (hier z.B. eine Hausgemeinschaft) verschiedene Gruppen sozial-zeitlicher Positionen vorzufinden sind, aber mindestens drei. Es ist hier die Abgrenzung zur zweigenerationalen Kernfamilie gemeint, wobei das verwandtschaftliche Verhältnis über diese zwei Generationen hinaus der sozialen Verwandtschaft zugerechnet wird.<sup>8</sup>

Dieser Begriff wird aus dem Grund im MGW verwendet, weil es das Zusammenleben von Menschen bedeutet, die unterschiedliche Interessen oder Bedürfnisse haben und ein verwandtschaftliches Verhältnis, außer das der sozialen Verwandtschaft entsprechende, nicht vorliegen muss, um als eine (neue) Form von Familie betrachtet werden zu können. Ein weiterer Grund ist jener, dass die (ideellen) Leistungen im Bereich jener liegen, die vorwiegend die leibliche/rechtliche Verwandtschaft, historisch betrachtet, füreinander erbringt.

#### **2.1.5. Austauschbeziehungen**

Was auf der Makroebene das informelle Sozialkapital genannt wird, das sind auf individueller Ebene die Austauschbeziehungen. Es handelt sich um Leistungen, die der gegenseitigen Unterstützung dienen und auf dem Gefühl der Verantwortung füreinander gründen, die betreffenden Menschen also in einer Beziehung stehen. Austausch deshalb, weil für eine Leistung auch eine Gegenleistung erwartet werden kann. Diese muss aber nicht zwingend vom Leistungsempfänger wieder zurück gegeben werden, sondern insgesamt herrscht ein Gleichgewicht zwischen Empfangen und Leisten. Austauschbeziehungen sind also direkte persönliche Hilfeleistungen an das und vom Lebensumfeld, aufgrund der Übernahme von Verantwortung füreinander.<sup>9</sup>

In Bezug auf den vorher definierten Begriff der Wahlfamilie sind Austauschbeziehungen im MGW von Bedeutung, weil das Vorliegen eines Verhältnisses dieser ausgetauschten Leistungen als fundamentale Motivation für die Entwicklung der Idee des MGW erachtet wird. Für die Auswahl der zur sozialen Verwandtschaft zu zählenden Personen wird den auswählenden Individuen unterstellt, dass neben Sympathiefaktoren gleichermaßen gewisse „Nutzenfaktoren“ eine wesentliche Rolle spielen. Diese „Nutzenfaktoren“ spiegeln sich in den erhaltenen Leistungen und in Wohlwollen erbrachten Leistungen, also den vorliegenden Austauschbeziehungen, wider.

---

<sup>8</sup> vgl. Nave-Herz (2005), 47.

<sup>9</sup> vgl. Brauer (2005), 255ff; vgl. Fuchs/Offe (2002), 189ff; vgl. Stolle (2003), 19ff.

### 2.1.6. MehrGenerationenWohnen

In der Literatur über dieses Thema in Deutschland findet sich bereits eine Definition des Begriffes des MGW. Die Bundesregierung definiert es bspw. so:<sup>10</sup>

„Ein Ort der Begegnung für Menschen aller Generationen“<sup>11</sup>

Aber auch in Österreich wird dem MGW bereits Interesse beigemessen. Das Konzept der B.R.O.T.-Häuser in Wien (*siehe auch 3.3. betrachtete Projekte*) bspw. bietet eine gute Grundlage für die Definition des MGW:

**Ein Netzwerk von Haushalten, die in Selbstorganisation soziale Verwandtschaft leben und so den Alltag nachhaltig und bedürfnisgerecht gestalten.**

Daraus können drei zentrale Merkmale abgeleitet werden:<sup>12</sup>

- Netzwerk von Haushalten
- Selbstorganisation
- Soziale Verwandtschaft

Auf privater Ebene organisiert und verwaltet, entstehen Leistungen, die sich nach dem Bedarf in dem genannten Haushaltsnetzwerk richten und in solidarischer Form sowie im Sinne der Reziprozität umgesetzt werden. Von Betreuung über Beratung und sogar die Aussicht auf eine Erwerbstätigkeit, kann ein breites Angebot vorherrschen. Das bürgerschaftliche Engagement und dessen Leistungen stehen im Vordergrund, als gegenseitige Entlastung.<sup>13</sup>

Der Fokus liegt auf dem Alltagsgeschehen und dessen leichterem Bewältigung für die Menschen. Austauschbeziehungen können in Form von immateriellen und materiellen Leistungen auftreten. Das Teilen von Eigentum gehört genauso dazu, wie die aufrichtige Zuwendung. Das alles passiert als großzügige Geste im Zuge einer gut funktionierenden Nachbarschaft, wo jeder Mensch als ganz persönlichen Rückzugsbereich eine eigene Wohnung hat, der finanzielle Haushalt strikt von dem der Gemeinschaft getrennt ist und trotzdem alle Vorteile einer solidarischen Gemeinschaft von den BewohnerInnen genossen werden können. Die Architektur ist so gestaltet, dass ein häufiges Aufeinandertreffen bzw. gemeinsame Freizeitgestaltung durch Gemeinschaftsräume usw. möglich ist. Die Austauschbeziehungen ersetzen professionelle Dienstleistungen nicht zur Gänze.<sup>14</sup>

---

<sup>10</sup> vgl. Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser (2010b).

<sup>11</sup> Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser (2010b).

<sup>12</sup> vgl. Schattovits (2011), 106.

<sup>13</sup> vgl. Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser (2010b).

<sup>14</sup> vgl. Schulte (2009), 42f.

## 2.2. Ausgewählter Rückblick von Generationenbeziehungen und Familie im deutschsprachigen Raum

Eine Familie im 19. Jhdt., dem bürgerlichen Mittelstand angehörig, bestand im weitesten Sinn aus einem von Riehl benannten vorindustriellen „ganzen Haus“, in dem natürliche Familienmitglieder gemeinsam mit ihren Bediensteten und freiwilligen Genossen wohnten. Die Idee der Familie bestand darin, die Wiederherstellung des Menschen, d.h. den Fortbestand, zu sichern. Die Familie war das einzig feste Gefüge, unbeeinflusst von politischen und ökonomischen Einflüssen oder sozialen Umbrüchen, wohin sich der Einzelne jederzeit zurückziehen konnte. Das bereits genannte „ganze Haus“ war das Zusammenleben unterschiedlicher Menschen, unabhängig von gemeinsamen Vorfahren, unter einem Dach, vorwiegend auf wirtschaftlichen Faktoren und Freiwilligkeit basierend. Das „ganze Haus“ verfolgte spezielle Ziele, die als Familienziele bezeichnet wurden. Das waren die Solidarität innerhalb der Familie, die Erzeugung eines Zusammengehörigkeitsgefühls und das Prestige und die Autorität einer Familie. Gleichzeitig sollten (ökonomische) Familienhilfsquellen dazu dienen, hilfsbedürftige Familienmitglieder zu unterstützen und die Familie als solche aufrecht zu erhalten.<sup>15</sup>

Im Zuge der industriellen Revolution trat die proletarische Familienform, ohne Besitz und reduziert auf die Kernfamilie aus Mutter-Vater-Kind, in den Vordergrund. Es geschah somit eine Ausgrenzung des „Gesindes“<sup>16</sup>, das heißt der Bediensteten und sonstigen nicht blutsverwandten Personen, aus der Familienstruktur. Wenn überhaupt, wohnten die Bediensteten räumlich abgegrenzt im Haus der Dienstherrn. Dieser Rückzug in die Privatsphäre der Familie hatte auch zur Folge, dass Austauschbeziehungen zunehmend pragmatisch, ohne persönlichen Bezug, geschahen. Auch der Familienbegriff für verwandtschaftliche Familienverhältnisse wurde enger gefasst. Wie oben erwähnt, trat die Kernfamilie als außen hin abgegrenztes Familienmodell in den Vordergrund. Lediglich die untere Einkommensschicht griff aus ökonomischen Gründen zurück auf die Potentiale, die mehrere Generationen untereinander bieten konnten. So war es in der Arbeitergesellschaft noch üblich, gemeinsam mit den eigenen Geschwistern und deren Familien zu wohnen oder dass die Großeltern auf die Kinder achteten, damit die Eltern einer Erwerbsarbeit nachkommen konnten und eine Haushaltsgemeinschaft vorlag.<sup>17</sup>

---

<sup>15</sup> vgl. Riehl (1861), 143ff und 177; vgl. Schwägler (1980), 15ff.

<sup>16</sup> Riehl (1861), 177.

<sup>17</sup> vgl. Gestrich (1999), 20ff und 56f; vgl. Riehl (1861), 177.

Dieser kurze historische Abschnitt über die Entwicklung der Beziehung der Generationen bzw. der Haushaltsfamilie im deutschsprachigen Raum seit dem 19. Jhd. soll darstellen, dass ein Nahverhältnis und das Erbringen von Leistungen in einem Austausch schon einmal in einem erweiterten Rahmen stattgefunden hatte. Reichere Leute hatten Häuser und Platz zum Wohnen, brauchten gleichzeitig aber jemanden, der ihnen half das Haus zu besorgen und die Kinder zu versorgen, während das „Gesinde“ Räumlichkeiten brauchte sowie eine Versorgung mit Nahrung und Kleidung zum Leben und konnte im Gegenzug seine Arbeitsleistung anbieten. Der Unterschied zur Idee des MGW heute ist jener, dass die Motive für ein Zusammenleben nicht mehr von (über)lebenswichtiger Natur sind und dass die Besitzverhältnisse nicht mehr derart ungleich verteilt sind. Beim Studieren der Literatur machten die Ausführungen jedoch durchaus den Eindruck, dass Beziehungen sozialer Natur ebenfalls eine sehr wichtige Rolle im Zusammenleben der Menschen spielten und sich positiv auf jedes Individuum auswirken konnten. Die Gründe für ein Auseinanderfallen dieser Gemeinschaften müssen einerseits in den ungleichgewichteten Machtpositionen der in einem Haus lebenden Menschen gesucht werden. Diese Machtpositionen drücken sich in Entscheidungsmacht abhängig vom Besitz aus und es könnte dadurch zu Ungerechtigkeiten und Ausnutzung dieser Machtpositionen, mit negativen Auswirkungen auf die betreffenden Personen, gekommen sein. Andererseits sind diese Entwicklungen ganz klar auch mit dem gesellschaftlichen Wandel, z.B. der Individualisierung, in Verbindung zu bringen. Dies soll im nächsten Kapitel deutlich gemacht werden.

### **2.3. Gesellschaftlicher Wandel als Herausforderung für dadurch belastete Gruppen**

Schlagwörter wie Individualisierung, Flexibilisierung und Modernisierung prägen den Wandel der westlichen Gesellschaft/en. Ein Wandel bedeutet eine Änderung mit unterschiedlichen Auswirkungen. So ermöglicht bspw. die Änderung der Position der Frauen in der Gesellschaft mehr Entscheidungsfreiheiten und die individuelle Gestaltung der eigenen Biografie. Gleichzeitig steigt, durch zunehmende familiäre Unsicherheiten, der Anteil an Ein-Eltern-Haushalten, wobei es sich häufig um Mutter und Kind/er handelt. Das erhöht den wirtschaftlichen und emotionalen Druck auf diese „Kleinstfamilien“.<sup>18</sup> Dieses Beispiel soll zum Ausdruck bringen, dass durch eine Veränderung nicht nur die angenehmen Auswirkungen, der dem Wandel zugrundeliegenden erhofften Anpassung an gesellschaftliche Anforderungen, erzielt werden. Vielmehr muss auf die belastenden Auswirkungen eines Wandels Rücksicht genommen werden. Diese Belastungen wiederum ziehen den

---

<sup>18</sup> vgl. Wirsching (2008), 73f; vgl. Peuckert (2005), 361ff.



Wunsch nach Veränderung nach sich und fordern einen weiteren Wandel zur Anpassung an die Anforderungen der belasteten Gruppen einer Gesellschaft. Es wird also immer nach einer passenden Lösung für ein gesellschaftliches Problem gesucht, die bestmöglich umgesetzt werden kann, wenn sie aus der betroffenen gesellschaftlichen Gruppe selbst entwickelt worden ist. Im Folgenden sind mögliche Gründe dargestellt, die den Anstoß für die Entwicklung des MGW gegeben haben könnten.

### **2.3.1. Sozialer Wandel**

Überblicksmäßig wird hier sozialer Wandel begriffen werden als die Veränderung der Lebensumstände und der sozialen Institutionen, also bspw. die Pluralisierung der Familienformen. Der Kontext der menschlichen Entwicklung verändert sich und somit die Möglichkeiten zur Verwirklichung der individuellen Lebensziele. Das Phänomen der Individualisierung bspw. beinhaltet, dass die mit erhöhter Entscheidungsfreiheit einhergehenden Veränderungen auch die Notwendigkeit des Umgangs mit steigenden Ungewissheiten mit sich bringen und eine verstärkte Suche nach Sicherheit bietenden Faktoren.<sup>19</sup>

Für das MGW bedeutet dies, dass diese Sicherheit im gemeinsam geschaffenen Lebensraum gefunden werden kann oder zumindest erhofft wird. Einerseits die Sicherheit, nicht alleine leben zu müssen, aus Sicht der Angehörigen von BewohnerInnen die Gewissheit, ihre Verwandten nicht im Stich gelassen zu haben, wenn auch eine große räumliche Trennung vorliegt. Die Menschen werden nicht mehr durch verwandtschaftliche Zwänge von der Verwirklichung ihrer individuellen Lebensziele gehemmt. Eine Herausforderung auf dem Weg zur individualisierten Gesellschaft ist der demografische Wandel, der im Folgenden näher betrachtet wird.

Laut Statistik Austria bezieht sich eine durchwegs positive Bevölkerungsbilanz vorwiegend auf Zuwanderung, weniger auf Geburten. Der, mittlerweile öffentlich diskutierte, demografische Wandel meint diese sinkende Geburtenrate bei steigender Lebenserwartung und gilt als ein Indikator des sozialen Wandels. Das bedeutet einen veränderten Altersaufbau in der Bevölkerung, was untenstehende Grafik verdeutlichen soll.<sup>20</sup>

---

<sup>19</sup> vgl. Pinquart/Silbereisen (2008), 7ff; vgl. Reiterer (1998), 171.

<sup>20</sup> vgl. Buchen/Maier (2008), 7; vgl. Buber/Neuwirth (2009), 3.

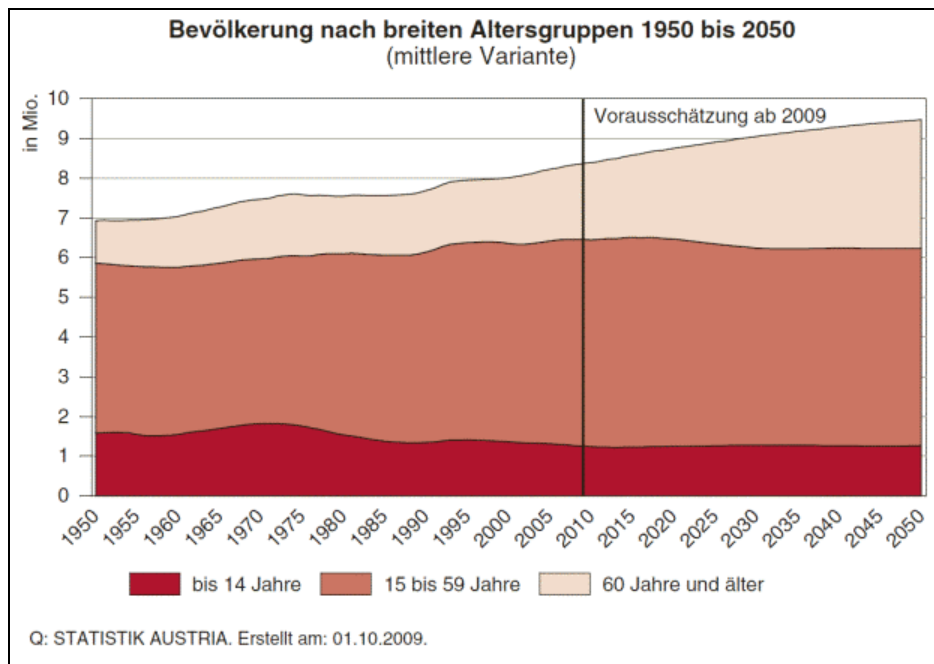


Abbildung 1: Rückschau und Prognose der Bevölkerungsentwicklung nach Altersgruppen<sup>21</sup>

Abbildung 1 zeigt, dass die Prognosen besagen, dass sich dieser Trend fortsetzt. Somit wird sich die Zahl der über-60jährigen erhöhen, während jüngere Altersgruppen bestenfalls gleichbleiben. Der s.g. zweite demografische Übergang seit den 1960/70er Jahren versucht Gründe für das Sinken der Gesamfruchtbarkeitsrate unter das Reproduktionsniveau einer Bevölkerung darzustellen, aus welchen Gründen also weniger Kinder geboren werden, als für einen konstanten Bestand der Bevölkerung in westlichen Gesellschaften notwendig wären. Er kann auch als Erklärung hergenommen werden, warum bspw. Kinderlosigkeit im Laufe der Jahre nicht mehr als Stigmatisierung gesehen wird. Begründungen sind u. a., dass die Lebensplanung und die eigene Biografie zunehmend individuell gestaltet werden. Der eigene Nutzen und die eigenen Vorstellungen stehen über jenen der Gesellschaft oder sogar über jenen anderer nahestehender Individuen, sei es PartnerIn oder Kind/er.<sup>22</sup>

Eine Konsequenz, die sich daraus ableitet, ist die Überalterung der Gesellschaft. Auf der Mikroebene stellt diese Entwicklung Individuen vor das Problem der Bewältigung der zunehmenden Pflege- und Betreuungsbedürftigkeit im Alter. Aus diesem Grund werden auf der Suche nach Lösungen auch die Potentiale der „neuen“ Alten entdeckt. Soziale und ökonomische Stabilität, gesteigerte Gesundheit und Agilität im Alter sind nur einige Kennzeichen dieser Gruppe. Die Frage, welches Potential sich darin für die Gesellschaft ergibt, ist bereits Anlass für Diskussionen auf gesellschaftlicher sowie politischer Ebene. Hinzu

<sup>21</sup> Abb. verändert entnommen aus: Statistik Austria (2010d).

<sup>22</sup> vgl. Peuckert (2005), 42; vgl. Reiche (2005), 9ff; vgl. Statistik Austria (2010a/b/c); vgl. Wintersberger (2005), 197.

kommt die freiwillige Hinwendung der aktiven älteren Gesellschaft zu informellen Rollen im sozialen Nahraum, da aufgrund des Eintritts in den Ruhestand eine vorgegebene Alltagsgestaltung wegfällt. Sinkende Routine im Tagesrhythmus und fehlende soziale Kontakte können zu Depression und Vereinsamung führen. Die steigende Technologisierung der Freizeit, mit erhöhtem Fernseh- und Internet-Konsum, birgt zusätzlich die Gefahr der wegfallenden „realen“ sozialen Kontakte und ein Sinken der Austauschbeziehungen.<sup>23</sup>

Die Aktivierung der „neuen“ Alten, die sich umeinander und auch um Kinder, als leibliche Großmutter oder bspw. in Form einer „Leihoma“, kümmern, könnte auch Inhalt des MGW sein. Es wurde bereits dargelegt, dass in der Betreuung von älteren Personen der Bedarf nach Alternativen groß ist. Wie sieht es in der Kinderbetreuung aus, wenn doch die Geburtenrate sinkt? Braucht es die „neuen“ Alten hier überhaupt? Folgender Abschnitt soll die Situation im Bereich Familiengründung, Kinderwunsch und Realität, unter anderem in Bezug auf Anzahl und Zeitpunkt, und die Gründe dafür darlegen.

Im Zuge einer Studie des „Generations and Gender Programme“ kam in Österreich durchschnittlich die ideale Kinderzahl und der gleichzeitig vorwiegende Wunsch von zwei Kindern hervor. An der Realisierung eines Kinderwunsches scheitert es aber an vor allem drei Gründen. Der Lebensstandard sowie die Freizeitinteressen werden als gefährdet angesehen und das Leben könne mit Kindern nicht mehr so genossen werden. Schließlich bedeutet die Ankunft eines Kindes ein „Verlassen von eingespielten Formen des Zusammenlebens“<sup>24</sup>. Erst danach kommen Gründe wie der/die fehlende PartnerIn. Der letzte Punkt verliert angesichts der steigenden Zahl an Ein-Eltern-Haushalten zunehmend an Bedeutung. Partnerschaften unterliegen dem Risiko der Trennung. Steigende Scheidungsraten deuten auf instabile Beziehungen hin. Studien weisen jedoch darauf hin, dass diese Tendenz zur unsicheren Lebensgemeinschaft eher in jungen Jahren vorherrscht. Mit dem Alter der PartnerInnen und der Dauer der Beziehung steigt auch die Stabilität der Partnerschaften. Dadurch verschiebt sich u.a. die Familiengründung nach hinten.<sup>25</sup>

Familien mit nur einem Kind sind mittlerweile häufiger vorzufinden. Die Bedeutung der Geschwister für die Entwicklung ist Inhalt soziologischer, empirischer Untersuchungen. Es herrscht aber auf diesem Gebiet noch keine Einigkeit, ob Einzelkinder nun im Gegensatz zu Geschwisterkindern benachteiligt sind oder nicht. Unbestreitbar sind allerdings die sozialen Austauschbeziehungen zwischen Gleichaltrigen, die Teil des als wichtig erachteten sozialen Netzwerkes eines jeden Menschen sind.<sup>26</sup> Die Begegnung auf hauseigenen

---

<sup>23</sup> vgl. Aner/Karl/Rosenmayr (2007), 13ff; vgl. BMFSFJ (2010); vgl. Brauer (2005), 268; vgl. Wieners (2005), 30f.

<sup>24</sup> Kreppner (2000), 139.

<sup>25</sup> vgl. Buber/Sobotka (2008), 8f und 11; vgl. Neuwirth (2008), 20; vgl. Peuckert (2005), 201f.

<sup>26</sup> vgl. Grundmann (1992), 115ff., vgl. Kytir/Wiedenhofer-Galik (2003), 24f; vgl. Picher (2010).

Spielplätzen passiert nicht nur im MGW, sondern wäre theoretisch in jedem Häuserblock möglich. Den Unterschied macht die relativ hohe Sicherheit, dass diese Spielplätze für Kinder auch zu diesem Zweck verwendet werden. Die Gestaltung und aktive Nutzung von Treffpunkten stellen eine Bereicherung für Kinder dar. Ein gemeinsames Aufwachsen, ähnlich dem von Geschwistern, wäre im MGW durchaus denkbar.

Fast zwei Drittel aller Privathaushalte in Österreich sind Familienhaushalte. Die meisten bestehen nur aus der Kernfamilie. Selbst eine Kernfamilie mit Kind/ern „zerfällt“, räumlich betrachtet, zunehmend, wenn ein Kind das 20. Lebensjahr erreicht hat. Die verschiedenen Gründe für ein Trennen der Haushaltsfamilie müssen dabei in den individualisierten Lebensentwürfen der Personen gesucht werden, weniger in familiären Konflikten. Ein geringer Anteil von 2% der Kinder, die sich entschlossen aus zu ziehen, weil das Klima in der Familie konfliktgeladen war, deutet auf eine grundsätzlich stabile soziale Beziehung hin.<sup>27</sup> Gute Voraussetzungen also dafür, dass mehrere Generationen unter einem Dach gut auskommen können. Eine stabile Beziehung drückt sich unter anderem aber auch in der Kontakthäufigkeit aus. Zu diesem Thema soll der folgende Absatz Klarheit verschaffen.

Mit steigendem Alter nimmt die Häufigkeit der Kontakte ab. Etwa 14% der volljährigen Kinder leben mehr als sechs Autostunden von einem Elternteil entfernt. Das erschwert die Kontaktmöglichkeiten. Ein leichter Anstieg ist lediglich um die eigene Pension herum ersichtlich. Das gleiche Bild ergibt sich in geringerem Ausmaß bei den Großeltern und ihren Enkeln. Ein wichtiger Aspekt ist der Kontakt zu den Geschwistern. Fast die Hälfte der erwachsenen Personen telefoniert täglich mit den eigenen Geschwistern. Das persönliche Treffen geht hier allerdings ab 30 Jahren drastisch zurück.<sup>28</sup>

Die bisherigen Ausführungen über den sozialen Wandel zusammengeführt, bedeuten diese Entwicklungen für immer mehr Menschen, einerseits weniger Kontakt zu eigenen Kindern, weil auch die Anzahl geringer wird bzw. mehr Menschen kinderlos bleiben. Auf der anderen Seite haben Enkel weniger Möglichkeiten, Kontakt zu ihren Großeltern zu pflegen, weil die räumliche Distanz manchmal sehr groß ist. Selbst Geschwister können sich in der räumlichen Distanz verlieren. Der Aufbau eines stabilen sozialen Netzwerkes innerhalb der Verwandtschaftsfamilie, in dem unterschiedliche Generationen beinhaltet sind, ist somit erschwert umzusetzen. Nun muss sich ein tragfähiges Netzwerk aber nicht auf rechtliche und leibliche verwandtschaftliche Verhältnisse beschränken, wie der Begriff der Wahlverwandtschaft zum Ausdruck bringt. MGW könnte diese Basis für den Aufbau von Beziehungen darstellen. Allerdings ist auch hier nicht gesichert, dass die Bewohne-

---

<sup>27</sup> vgl. Kytir/Wiedenhofer-Galik (2003), 21ff; vgl. Klapfer (2010), 13.

<sup>28</sup> vgl. Kytir/Wiedenhofer-Galik (2003), 22ff; vgl. Peuckert (2005), 344f.

rInnen beständig sind und nicht umsiedeln. Schließlich ist die Bedeutung der Erwerbsarbeit für Personen und ihre Familienplanung bisher in dieser Arbeit noch unbeachtet geblieben. Gerade weil es aber ein wichtiger Faktor ist, wird im nächsten Absatz kurz darauf eingegangen.

Vielfach wird das Individuum über Erwerbsarbeit definiert, auf der auch das Sozialsystem in Österreich aufbaut. Diese Ansichtswiese ist jedoch unvollständig, erbringen schließlich vor allem Frauen wichtige gesellschaftliche Leistungen, die bisher unbezahlt sind und nicht im Zuge einer klassischen Erwerbsarbeit erbracht werden. Somit kann diese eingeschränkte Betrachtung dazu führen, dass Frauen aufgrund ihrer eigenen Karriereplanung kinderlos bleiben. Hinzu kommen oft Überlegungen hinsichtlich der Doppelbelastung mit Beruf und Familie mit Kindern, die oftmals verschlechtert erachtete finanzielle Situation mit Kind/ern und Sorgen um die Kinderbetreuung. So hängt die Familienplanung fast jeder zweiten Frau in Österreich von der eigenen Arbeit ab.<sup>29</sup>

Wenn also keine leibliche Großmutter für die Kinderbetreuung zur Verfügung steht und deshalb ein eventueller Kinderwunsch unberücksichtigt bleibt, wenn die Betreuung der eigenen Eltern der Verwirklichung einer Karriereplanung im Wege steht, wenn das Thema Familie zu einem Thema der Vereinbarkeit mit der Erwerbsarbeit wird, dann sind das deutliche Beispiele für einen Leidensdruck in bestimmten Gruppen von Individuen, die einen Handlungsbedarf der betroffenen Personen nach sich ziehen. Letztlich ist auch das Verantwortungsgefühl für die Sozialisation der Kinder ein Thema des sozialen Wandels, was der nächste Absatz verdeutlichen soll.

Werden kulturelle Traditionen, Werthaltungen und Einstellungen durch die Familie vermittelt, wird berufsrelevante Bildung zunehmend institutionalisiert. Die Bildung, die von den Eltern bzw. in einer Familie erfahren werden kann – soziale, berufliche und im Haushalt – gilt nichts mehr in der heutigen zeugnis- und zertifikatsbezogenen Berufswelt. Selbst die Erziehung der Kinder wird immer mehr in Institutionen wie Kindergarten und Schule verlagert. So sind neben den Eltern zwar auch die Großeltern beteiligt an der Erziehung der Kinder, jedoch werden LehrerInnen noch häufiger als miterziehend bezeichnet.<sup>30</sup>

Die Auswirkungen, die sich dabei für die Kinder ergeben, wenn sie eine offenbar bedeutende Bezugsperson oft mit 20 und mehr anderen Kindern auf einmal teilen müssen bleiben dabei offen. Genauso die Frage, wie prägend dies für die Kinder ist. Die Autorin ist der Ansicht, allen Kindern gleichzeitig die selbe Wertschätzung, Aufmerksamkeit und För-

---

<sup>29</sup> vgl. Polak/Zulehner (2001), 60ff; vgl. Buber/Fliegenschnee (2008), 29.

<sup>30</sup> vgl. Scurrill (2010), 1; vgl. Pfeil (1980), 190f; vgl. Beutelmeyer/Baco/Starmayr (1994), 67ff; vgl. AGE Plattform Europe (2010), 11.

derung der Identitätsentwicklung entgegen zu bringen stellt sich als Herausforderung dar und kann nicht von jeder Pädagogin und jedem Pädagogen erwartet werden. Bezugspersonen außerhalb der Bildungseinrichtungen tragen sicherlich zur Horizonterweiterung der Heranwachsenden bei.

### **2.3.2. Wertewandel**

Die Ausführungen zum sozialen Wandel führen die Autorin zu Überlegungen, was die Familie heute noch „wert“ ist, welchen Stellenwert sie in der Gesellschaft einnimmt. Eine Seite von Kindern bspw. ist, dass sie durchaus als unbequem bezeichnet werden könnten, Zeit und Geld kosten und Sorgen bringen. Die Familie als Institution könnte als zunehmend gefährdet betrachtet werden, bspw. durch die Individualisierung, da Kinder bzw. Partnerschaften immer auch einschränkend wirken. Es kommt in der Folge zu mehr Ein-Personen-Haushalten. Überlastung entsteht durch erhöhte mögliche bzw. oft auch geforderte Flexibilität, bspw. in der Arbeitswelt, aber auch örtlich gesehen, in der Mobilisierung der Gesellschaft. Die Familie und das soziale Umfeld haben Teile ihrer Entlastungsfunktion eingebüßt: Verwandte, die schwer zu erreichen sind oder unbekannte Nachbarn, die nicht als Unterstützungsressource betrachtet werden, können zu (sozialer) Vereinsamung und Überforderung des Individuums führen. Auch die Funktionen einer Familie im weiteren Sinn, wie die Pflege und Betreuung im Alter und der Kindheit oder innerfamiliäre Bildung, verlieren zunehmend an Bedeutung.<sup>31</sup>

Unsicherheiten im Normen- und Wertepluralismus, also dem Zusammentreffen von unterschiedlichen Kulturen mit ihren anerkannten Normen und Werten, vor allem der (Groß)Stadt, führten zur Intimisierung der Familie als Privatgruppe. Zusätzlich wurde es nötig, durch das immer enger werdende Zusammenleben, einen Schutzwall gegenüber den Nachbarn zu errichten, um zu ermöglichen, nur jene Kontakte zu pflegen, die sich die Menschen selbst ausgesucht haben. Selbstbestimmung hat im Sinne der Individualisierung an Wert zugenommen.<sup>32</sup> Diese Entwicklung führte vielleicht auch zur Definition des Begriffes der Wahlverwandtschaft, als Anpassung an die Anforderungen der Gesellschaft.

Auf individueller Ebene betrachtet, ist der Wandel der Einstellung zu bestimmten Themen ein Indikator für eine dahingehend schwierigere Kommunikation zwischen den Generationen, weil die Verständnissicherung aufwändiger gestaltet ist. Eine zunehmende Sprach- und Beziehungslosigkeit drohe der entwickelten Gesellschaft. Das habe auch damit zu tun, dass die Häufigkeit der Kontakte rückläufig ist. Wird aber nach konkreten Themen und der Übereinstimmung der Ansichten mit einer jeweils „benachbarten“ Generation in-

---

<sup>31</sup> vgl. Beutelmeyer/Baco/Starmayr (1994), 81f.

<sup>32</sup> vgl. Pfeil (1980), 190ff.

nerhalb der Familie gefragt, ergibt sich ein durchaus ausgewogenes Bild. Gesprächsinhalte wie Kindererziehung, richtiges Benehmen, Freizeitgestaltung oder Weltanschauung sind gekennzeichnet von mehr intergenerationeller Einigkeit, denn möglichem Konfliktpotential.<sup>33</sup>

Bezogen auf den Wandel von den materialistischen Werten, bspw. Besitztümer, zu postmaterialistischen Werten, wie bspw. Glück oder Freiheit, ist das Ergebnis durchaus erfreulich. In der öffentlichen Meinung wird trotz alledem ein konfliktäres Generationenverhältnis wahrgenommen. In der (Groß)Stadt ist diese Einschätzung durch leichter wirksam und verhaltensrelevant werdende Typisierungen, Klischees und Vorurteile stärker vorherrschend als am Land. Fast zwei Drittel der in einer (Groß)Stadt lebenden Menschen empfinden jedoch, es komme in der anonymen Öffentlichkeit nicht so häufig zu Jung-Alt-Konflikten.<sup>34</sup>

Diese Erkenntnis als funktionierende Kommunikation zwischen Generationen interpretiert, kann als gute Basis für ein Zusammenleben von Generationen betrachtet werden, weil die Kommunikation eine wesentliche Rolle im Gelingen des MGW spielt.

## **2.4. Private, ideelle Austauschbeziehungen, unabhängig von Verwandtschaft, als Potential für MGW**

So schwierig das Zusammenleben mehrerer Generationen sein kann, so erfüllend kann es für den einzelnen Menschen sein, umgeben von verschiedenen sozial-zeitlichen Positionen, also Generationen (*siehe 2.1.1. Generation*), zu leben. Die Frage ist hier nun, welche sozialen, emotionalen und andere Funktionen mehrere Generationen füreinander erfüllen können.<sup>35</sup>

Eine Studie über Generationensolidarität in Österreich lässt erkennen, in welchen Bereichen Menschen Unterstützung von ihrer sozialen Umwelt benötigen, also von ihren Nachbarn, Freunden und schließlich den (nahestehenden) Verwandten, kurz Personen, mit denen eine Art von Beziehung vorliegt, sei es partnerschaftlich, verwandtschaftlich, freundschaftlich udgl. Daraus lässt sich der Bedarf an Unterstützungsleistungen ableiten. Die Auswertung basiert auf der Frage, in welchen Bereichen tatsächlich in den vergangenen zwei Jahren Hilfe benötigt wurde. Mit herausragenden 43% ergab sich dabei das Gespräch über Kummer und Probleme als wichtigste benötigte Unterstützungsleistung. An

---

<sup>33</sup> vgl. Majce/Rosenmayr (2005), 57ff; vgl. Ueltzhöffer (2010), 2.

<sup>34</sup> vgl. Majce/Rosenmayr (2005), 15.

<sup>35</sup> vgl. Wirsching (2008), 69.

zweiter Stelle waren Arbeiten in Haus und Wohnung. Jeweils mehr als 20% benötigten Hilfe bei vorübergehender Pflege im Krankheitsfall, beim Einkaufen und anderen Besorgungen, in der Hausarbeit, beim Begleiten bei Wegen, Hinbringen und Abholen, sowie bei der Kinderbetreuung, wie in folgender Tabelle ersichtlich.<sup>36</sup>

Habe in den letzten 2 Jahren Hilfe benötigt (n=2.000):	in %
Für ausführliches Gespräch zur Verfügung stehen, für Aussprache bei Kummer und Problemen	43
bei Arbeiten in Haus/Wohnung, Reparaturen, bei schweren Arbeiten, z.B. Tragen	37
Vorübergehende Pflege, um mich kümmern, wenn ich ein paar Tage krank bin	35
Einkaufen, Besorgungen erledigen	27
Begleiten bei Wegen, Hinbringen, Abholen	25
Hausarbeit (ohne Einkaufen, Kochen), z.B. Putzen, Wäsche waschen, Fenster putzen	24
Beaufsichtigung von Kindern	22
Kochen	20
Unterstützung/Beratung bei Behördenwegen, bei Verhandlungen (z.B. mit Bank)	18
Finanzielle/materielle Hilfe in Notfällen (Geld oder langfristige Leihgaben)	8
Hilfe bei der Betreuung anderer Kranker, Behinderter, sonstiger Pflegebedürftiger	8
Dauerhafte Pflege, wenn ich lange krank oder pflegebedürftig bin	7

Tabelle 1: Unterstützungsbedarfe auf sozialer Ebene<sup>37</sup>

Hervorzuheben aus der Studie ist, dass den meisten Unterstützungsbedarf die jüngere Altersgruppe bis 30 Jahren und die hochaltrige Altersgruppe über 75 Jahren hat. Dies ergibt einen deutlich höheren Unterstützungsbedarf insgesamt bei den jüngeren Menschen, als bei betagteren Personen, die häufig pflegebedürftig sind. Dies begründet sich aus dem relativ hohen Anteil an dem Bedürfnis, einen Gesprächspartner zu haben, mit dem Probleme ausführlich besprochen werden können und das ein altersunabhängiges Bedürfnis ist sowie der Tatsache, dass es, trotz demografischen Wandels, immer noch deutlich mehr Menschen bis 30 Jahren, als Personen über 75 Jahren gibt. Festgehalten werden soll auch, dass die Pflege anderer Menschen den höchsten Anteil an nicht ausreichend gedeckten Hilfebedarfen in diesem Kontext darstellt, was vor allem ältere Personengruppen betrifft. So hat die hochbetagte Generation weniger Bedarfe an Unterstützung, bekommt aber nicht einmal diese ausreichend gedeckt.<sup>38</sup> Wie sieht also bspw. das (Austausch)Verhältnis von Großeltern und Enkeln aus, die beide in die Kategorie des höchsten Unterstützungsbedarfes fallen (können)?

Enkelkinder sollen lt. Studien für Großeltern anregend für (instrumentelle und materielle) Unterstützungsleistungen wirken. Steht dabei eine altruistische Grundhaltung dahinter, kommt es insgesamt doch zu einem eher ausgeglichenen Austauschverhältnis zwischen

<sup>36</sup> vgl. Majce/Rosenmayr (2005), 33f.

<sup>37</sup> Tabelle verändert entnommen aus: Majce/Rosenmayr (2005), 34.

<sup>38</sup> vgl. Majce/Rosenmayr (2005), 35f.



den Generationen. Beiden Seiten ist ein intensiver Kontakt wichtig und wird als bereichernd empfunden. Die Solidarität stützt sich einerseits auf einem Verpflichtungsgefühlgedanken. Auf der anderen Seite steht auch die Erwartung einer Gegenleistung im Falle der eigenen Hilfsbedürftigkeit. Nur ein geringer Anteil der Menschen empfindet den Staat grundsätzlich als ausreichenden Leistungsbereitsteller, sollte in der Verwandtschaft Hilfebedarf bestehen.<sup>39</sup>

Die Ergebnisse der zuvor erwähnten Studie über Generationensolidarität in Österreich bringen Bedürfnisse an Unterstützungsleistungen hervor, die durchaus in einem gemeinschaftlichen Zusammenleben mehrerer Generationen gedeckt werden können. Auch sind einige Unterstützungsbedürfnisse darunter, die eher nicht von öffentlicher Seite ausreichend gedeckt werden können. Ein ausführliches Gespräch bspw., kann auch durch eine psychologisch geschulte Person erfolgen, verbunden mit Wartelisten und Terminbindung. Die ganz „gewöhnlichen“ Probleme im Alltag eignen sich jedoch mehr für eine Situation, in der einem einfach spontan zugehört wird, wenn gerade das Bedürfnis vorliegt, darüber zu reden. Dies wird offenbar auch als Aufgabe von FreundInnen und Familie betrachtet. Schließlich ist auch die Begleitung im Alltag eine vertrauensvolle Aufgabe. Sie greift sehr wohl in die Intimsphäre eines Menschen ein, wenn bspw. für jemand Anderen gekocht wird oder die Kinder beaufsichtigt werden. Dabei kommt es tatsächlich auf die Einstellung der jeweiligen Individuen an, ob diese Unterstützungsleistungen auch durch unbekannte oder nur durch vertraute Menschen erbracht werden sollen. Dabei kann auch der Fall vorliegen, dass unbekanntem Personen, gerade bei älteren Menschen, die eigenen Bedürfnisse gar nicht mitgeteilt werden und daher auch nicht gedeckt werden können. Auf der anderen Seite sind bspw. Tätigkeiten im Zuge der Pflege eines Menschen einfacher für weniger nahestehende Personen, weil eine gewisse Distanz, bspw. bei der Versorgung schmerzhafter Wunden, unangenehme Tätigkeiten etwas leichter macht. Es kommt aber auch hier wieder auf die individuelle Einstellung der Menschen an, wie ein Bedürfnis schließlich gedeckt werden soll. Fest steht, dass es Austauschbeziehungen gibt, die in einem MGW für die Deckung der Unterstützungsbedürfnisse der BewohnerInnen sorgen können. Welche das sind, kann in den folgenden Unterkapiteln nachgelesen werden.

#### **2.4.1. Pflege und Betreuung**

Im Gegensatz zur Erwerbsgeneration haben ältere Menschen mehr Zeit zur Verfügung, ihren Alltag frei zu gestalten. Vielfach wird hier, vor allem von jungen Eltern, auf diese Ressourcen zurück gegriffen, um bspw. die eigenen Kinder betreuen zu lassen. Dies hat den Vorteil, dass die Betreuungszeiten oft flexibler als bspw. in öffentlich zur Verfügung

---

<sup>39</sup> vgl. Peuckert (2005), 348f; vgl. Wieners (2005), 173f.

gestellten Einrichtungen, zum Beispiel einem Kindergarten, sind und die Kinder in eine wichtige soziale Beziehung hineinwachsen können. Umgekehrt ist es für ältere Menschen vorteilhaft, sich „nützlich“ machen zu können, am Leben einer jüngeren Generation teilhaben zu können und sich selbst dadurch aktiver zu fühlen. Ein Austausch also von Betreuung/Aufsicht und beiderseitiger seelischer Pflege.<sup>40</sup> Allerdings sei festgehalten, dass die Betreuung durch Privatpersonen nicht unmittelbar bspw. mit einem Kindergarten verglichen werden kann, da diese Personen nicht zwingend über eine pädagogische Ausbildung verfügen und auch einmal krank sein können und die Betreuung daher nicht gewährleisten können.

Vielfach übernehmen Betreuung und Pflege im privaten Bereich, sei es von Kindern oder pflegebedürftigen Angehörigen, Frauen, die dafür eventuell ihre Karriereplanung bzw. Erwerbstätigkeit unterbrechen oder aufgeben (müssen). Das zieht oftmals eine geschlechterspezifische Ungleichverteilung der Leistungen mit sich. Viele Meinungen gehen dahin, dass Männer, auf der Waagschale betrachtet, oftmals mehr Leistungen im Sinne von Austauschbeziehungen empfangen, als sie geben (können).<sup>41</sup>

Dies ist allerdings ambivalent zu betrachten, weil durchaus ein Anteil an Männern, die beispielsweise ihre PartnerInnen pflegen und betreuen vorhanden ist. Genauso zeigt eine Studie in Niederösterreich, dass sich 62% der befragten Männer vorstellen können in Karenz zu gehen. Diese beiden Aspekte zeigen die deutliche Bereitschaft von Männern, sich in sozialer Hinsicht zu engagieren, wenn auch, laut einer Studie über pflegende Angehörige, erst ab einem höheren Alter als Frauen.<sup>42</sup> Daher ist eine Aufteilung in geschlechtsspezifische Austauschleistungen nicht vorgesehen bzw. nicht als sinnvoll zu erachten.

#### **2.4.2. Soziale Beziehungen aufbauen und pflegen (können)**

Die ersten Bezugspersonen eines Kindes sind die Elternteile und, wenn vorhanden, die Geschwister. Im Laufe des Lebens ändert sich dieser Kreis aus Bezugspersonen. Auch der Wandel der Familienformen beeinflusst die Anzahl der Bezugspersonen. Ist bspw. die Beziehung zu den Großeltern vorhanden, erweitert sich dieser Kreis aus vertrauten Personen, aus denen ein Kind die Erfahrung von Zuneigung und Vertrauen schöpfen kann. Es gilt das Prinzip je mehr Menschen in der ersten Phase eines Lebens präsent sind, desto mehr Möglichkeiten hat ein Kind, soziale Ressourcen aufzubauen. Wichtig ist auch die Erfahrung von Differenz, also dass Menschen verschieden sind. Kann dies bereit gestellt

---

<sup>40</sup> vgl. Wieners (2005), 30ff; vgl. Köller (2007), 127ff.

<sup>41</sup> vgl. Wieners (2005), 31f; vgl. Liegle/Lüscher (2003), 148ff.

<sup>42</sup> vgl. Lehner et al. (2011), 9; vgl. Pochobradsky et al. (2005), 11f.

werden, bedeutet das eine enorme Horizonterweiterung, die auch in späteren Lebensphasen von Vorteil sein kann und den Übergang in den öffentlichen Raum – Schule, Arbeit, ein eigenständiges Leben in einer Gesellschaft – erleichtert, also zu gesellschaftlicher Integration beiträgt.<sup>43</sup>

### **2.4.3. Generationenlernen und Erziehung als (Lebens-) Erfahrungsaustausch und das Lernen von (kulturell) wichtigen Umgangsformen**

Im Kontext des Wandels der Generierung von Wissen, verliert das Wissen und die Erfahrungen der vorangegangenen Generationen an Bedeutung. Da auch Wissen einem raschen Wandel unterliegt, veraltet es schnell und es müssen von jeder Generation neue Kompetenzen hervorgebracht werden. Dies hat zur Folge, dass bspw. Ältere mit ihrem Wissen bei den Jüngeren kein Gehör mehr finden und der Kommunikation dahingehend ein geringerer Wert beigemessen wird. Die jüngere Generation glaubt, von den Älteren nichts mehr lernen zu können, weil deren angeeignete Muster längst überholt seien. Dabei werden Lernprozesse übersehen, die keiner ständigen Anpassung unterliegen bzw. die gemeinschaftlich geschehen können. Vor allem ist auch wichtig zu berücksichtigen, dass nicht immer die Jüngeren von den Älteren lernen, sondern eine Umkehr möglich und sogar nützlich ist. Im Sinne des lebenslangen Lernens wäre eine Unterstützung von älteren Menschen in der Bewältigung der sich rasch verändernden Rahmenbedingungen eines (post)modernen Lebens sehr begrüßenswert.<sup>44</sup>

Als Themen des voneinander und miteinander Lernens der Generationen bieten sich vor allem Sozialisation, die Lebenslaufplanung und Gestaltung der Lebensphasen an. Informationen werden ausgetauscht und Aufgaben gemeinsam gelöst. Merkmale des Generationenlernens sind Zuverlässigkeit, Dauerhaftigkeit und Wechselseitigkeit. Eine Konstante also in einem Prozess des stetigen Wandels. Dabei ist das Lernen zwischen den Generationen nicht auf Lebensjahre beschränkt, sondern kann vor allem auch unter Gleichaltrigen, stattfinden.<sup>45</sup> Auch das ist in dem Sinne mit Mehrgenerationalität vereinbar, als dass Generation sich nicht ausschließlich auf eine zeitliche Dimension – das Alter – beschränkt.

Erziehung als Lernen meint die Weitergabe von Werten, Einstellungen und Orientierungsmustern, um fähig zu werden am sozialen Leben teilzuhaben und an deren Entwicklung mitzuwirken. Durch den gesellschaftlichen Wandel ist eine derart komplexe Gesellschaft voll Pluralismus entstanden, die wiederum ein (gemeinsames) Lernen des Um-

---

<sup>43</sup> vgl. Liegle/Lüscher (2003), 178ff.

<sup>44</sup> vgl. Steinhoff (2008), 131ff; vgl. Liegle/Lüscher (2003), 171f.

<sup>45</sup> vgl. Steinhoff (2008), 135ff; vgl. Liegle/Lüscher (2003), 171f und 182ff.

gangs mit diesen Pluralitäten notwendig macht.<sup>46</sup> In jeder Lebensphase gibt es mittlerweile so viele Entscheidungsmöglichkeiten, weil eine individualisierte Gesellschaft vielfältige individuelle Lebensläufe hervorbringt. Das bedeutet für das einzelne Individuum, immer wieder Entscheidungen zu treffen für eine der vielen Möglichkeiten. Die Möglichkeit ist zur Notwendigkeit geworden. Schließlich muss sich der Mensch für etwas entscheiden und das immer wieder. Damit es dadurch nicht zu Überforderungen kommt, braucht es die gegenseitige Unterstützung, um mit diesen Vielfältigkeiten umgehen zu können, bspw. ein ausführliches Gespräch, in dem ausgetauscht werden kann, welche Vor- und Nachteile eine bestimmte Entscheidung mit sich bringen würde. Das ist eine Situation der, weiter vorne angesprochenen, „gewöhnlichen“ Probleme im Alltag, die eher eines spontan bereitwilligen Zuhörers bedürfen, als einer professionalisierten Leistung, die meist kostenpflichtig ist.

#### **2.4.4. Informelle Freiwilligenarbeit**

Freiwilligenarbeit wird vom Bundesministerium für Arbeit und Konsumentenschutz in Österreich folgendermaßen definiert:<sup>47</sup> *„Freiwilligenarbeit ist eine Leistung, die freiwillig und ohne Bezahlung für Personen außerhalb des eigenen Haushalts erbracht wird.“*<sup>48</sup>

Laut einer Erhebung der Statistik Austria 2006 leisten rund 44% der österreichischen Bevölkerung über 15 Jahren Freiwilligenarbeit. Besonderes Augenmerk wird in vorliegender Arbeit auf die Erbringung informeller Freiwilligenarbeit gelegt, umgangssprachlich auch als Nachbarschaftshilfe bezeichnet. Sie erfolgt aus persönlicher Initiative und ohne institutionellen Rahmen. Insgesamt gaben etwa 27% der Befragten an, eine oder mehrere Tätigkeiten auszuüben, die der informellen Freiwilligenarbeit zugerechnet werden. Dabei leisten etwas mehr Frauen als Männer Haushaltshilfe, Kinderbetreuung udgl. Die Zeit, die für informelle Freiwilligenarbeit aufgewendet wird, steigt mit dem Alter. Personen die arbeitslos bzw. in Elternkarenz sind oder ihren Lebensunterhalt auf „alternative“ Weise bestreiten, stechen ebenso deutlich wie ältere Personen, als Leistungserbringer hervor. Die Bereitschaft kontinuierliche Hilfe, also nicht nur punktuelle, zu leisten, ist bei den als haushaltsführend bezeichneten Personen am höchsten.<sup>49</sup>

Diese Ergebnisse deuten darauf hin, dass durchaus eine Bereitschaft in der Bevölkerung da ist, gegenseitig Leistungen zu erbringen, auch ohne institutionellen Rahmen. Die Autorin könnte sogar behaupten, ein Viertel der befragten Personen (jene 27 % die informelle Freiwilligenarbeit leisten) käme für ein MGW in Frage, wird der Sachverhalt rein auf der

---

<sup>46</sup> vgl. Liegle/Lüscher (2003), 172ff.

<sup>47</sup> vgl. Bönisch/Gross (2010), 1ff.

<sup>48</sup> Bönisch/Gross (2010), 5.

<sup>49</sup> vgl. Bönisch/Gross (2010), 12ff.

Ebene der Bereitschaft zum Aufbau von Austauschbeziehungen betrachtet. Da dies aber nur eine Dimension des Zusammenlebens darstellt, ist die tatsächliche Aussagekraft nicht eindeutig. Fakt ist, die Bereitschaft zur gegenseitigen, informellen Leistungserbringung ist vorhanden.

## **2.5. Sozial-räumliche Aspekte des Wohnraumes**

Ein wichtiger Aspekt des Wohnraumes ist, dass die geografische Region immer auch ein gemeinsames soziales Konstrukt ist. Das bedeutet, der Sozialraum wird von seinen BewohnerInnen geschaffen und ist keine physische Gegebenheit. Der Zerfall von verbindlichen Familienstrukturen wird teilweise schon über nichtverwandtschaftliche Kontakte aufgefangen. Austauschbeziehungen unter Freunden sind immer häufiger zu beobachten, was die Definition des Begriffes der „Wahlverwandtschaft“ nach sich zog. Einer Vereinzelungsgefahr und deren Folgen unterliegen vor allem ältere alleinstehende Personen, bspw. Verwitwete, und kinderlos gebliebene Paare.<sup>50</sup>

Vor allem für ältere Personen wird der Alltag zum Wohnalltag, weil sie sich die meiste Zeit des Tages in und um ihre Wohnung aufhalten. Daher steigen (nicht nur) mit dem Alter auch die Ansprüche an das Wohnen und das Wohnumfeld. Sind in der aktiven Erwerbslebensphase eher Unabhängigkeit und Individualität gefragt, steigt im Alter wieder, wie in der Kindheit vorherrschend, das Bedürfnis nach und die Notwendigkeit von Nähe in einem sozialen Umfeld. Für viele Menschen muss jedoch die Bewahrung der Eigenständigkeit, v.a. in Bezug auf den eigenen Haushalt, und ein offenes Wohnumfeld im Sinne von z.B. Grünflächen, die für Spaziergänge genutzt werden können, gesichert sein. Zahlreiche wichtige Leistungen zur Unterstützung der Bewältigung des Alltags im Alter, wie bspw. einkaufen, putzen und Begleitung bei Arztbesuchen und Behördengängen haben keineswegs den Anspruch professionell erbracht werden zu müssen. Diese könnten relativ einfach durch ein funktionierendes soziales Netzwerk geschehen und somit das Wohnen und Leben verstärkt in der Privatsphäre der Menschen bleiben.<sup>51</sup> Genau wie ältere Personen, können auch Kinder das Bedürfnis haben, sich verstärkt im eigenen Wohnbereich aufzuhalten, anstatt in eine öffentliche Institution zur Betreuung gegeben zu werden.

Die Ansprüche an das Wohnen sind oftmals vom jeweiligen Lebensabschnitt und der Einstellung der Menschen abhängig. Professionell erbrachte Leistungen könnten, nach der jeweiligen Empfindung der Menschen, zu stark in die Privatsphäre eindringen. Vor allem kann in diesen Fällen wenig Einfluss auf die personale Zusammensetzung der LeistungserbringerInnen genommen werden. Der Wohnraum ist und bleibt ein sehr intimer Bereich,

---

<sup>50</sup> vgl. Peuckert (2005), 42; vgl. Reiterer (1998), 235.

<sup>51</sup> vgl. Tötzer/Loibl (2009), 614ff.

wobei es, wie schon erwähnt, auf die Einstellung und Haltung der jeweiligen Personen ankommt, inwiefern unbekannte Personen dort geduldet werden. Die Anforderung diesen sehr intimen Bereich in der Privatsphäre zu belassen, kann durch die Leistungserbringung durch die „soziale Verwandtschaft“ bewältigt werden. Dabei ist nicht auszuschließen, bspw. auch Angehörige eines Pflegeberufes in diese aufzunehmen.

## 2.6. Blick nach Deutschland

In Deutschland existiert das Bundesprogramm „Mehrgenerationenhäuser“<sup>52</sup>. Das Thema ist also bereits im Interesse der öffentlichen Hand. Der Leitgedanke des Aktionsprogramms besagt, dass jedes Alter bestimmte Ressourcen zu bieten hätte, die dadurch aufgegriffen werden können. Gleichzeitig sollen alle Altersgruppen gefördert und in ihren individuellen Bedürfnissen unterstützt werden. Beginnend im Jahr 2006 entstanden Mehrgenerationenhäuser in ganz Deutschland, die vom Bund und der EU finanziell unterstützt werden. Durch die Kooperation mit Vereinen und Betrieben ist es auch möglich, professionelle Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen, die vergünstigt angeboten werden können. Ziel ist es, private und freiwillige Initiativen zu verbinden mit staatlichen Leistungen, mit einem Mindestmaß an politischer Aktivität, sodass ermöglicht ist sehr individuell zu agieren.<sup>53</sup> Bundeskanzlerin Angela Merkel lässt dazu verlautbaren: „Ich möchte an die Themen erinnern, die sich mit der neuen Stadt befassen, die wir im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts brauchen werden. Das Thema Mehrgenerationenhäuser ist modellartig eines, mit dem wir zeigen, wie wir es schaffen können, den Zusammenhalt der Generationen nach vorne zu bringen.“<sup>54</sup>

Im Folgenden werden ganz kurz vier Beispiele erläutert, welche Erfahrungen in Deutschland mit dem Thema MGW bereits gewonnen werden konnten.

Etwas daneben gegangen, auch aus stadtpolitischer Sicht, ist beispielsweise der **Freiburger Modellstadtteil Vauban** in Deutschland. Das Projekt verfolgte das Ziel auf einem verlassenen Kasernenareal, nur drei Kilometer vom Stadtzentrum entfernt, Antworten auf die in den 1990er Jahren vorhandene Wohnungsnot zu finden sowie ökologische, ökonomische und soziale Aspekte zu vereinen. Bis auf wenige, auf persönlicher Ebene gegründete, Hausgemeinschaften funktioniert dieses Viertel in Freiburg nicht ganz nach Plan. Zu wenig soziale und altersmäßige Mischung, zu viele Kinder, die den älteren Menschen zu

---

<sup>52</sup> Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser (2011b)

<sup>53</sup> vgl. Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser (2011a/b).

<sup>54</sup> Angela Merkel (2010), 1.

viel Lärm machen und deshalb davon abhalten dorthin zu ziehen. Die Konflikte, allein wegen der PKW-Abstellplätze, welche den Zweck verfolgen das Viertel praktisch „durchfahrtsarm“ zu halten, reißen nicht ab, trotz dem es eine Konfliktberatungsstelle gibt und die Sperre für Kraftfahrzeuge von der Planung weg vorgesehen waren. Manche BewohnerInnen empfinden, die Planung wäre zu genau und einschränkend für individuelle Bedürfnisse gewesen.<sup>55</sup>

Jedes Haus in Vauban darf getauft werden, als deutliches Zeichen der Zusammengehörigkeit der BewohnerInnen. Eine der erfolgreichen Hausgemeinschaften ist „Schloss Gripsholm“. Dort wohnen in sechs Wohneinheiten zwei Familien mit jungen, eine Familie mit älteren Kindern, ein Herr um die 50 und zwei alleinstehende Damen im fortgeschrittenen Alter. Das Haus wurde gemeinsam, unter bestimmten baulichen Vorschriften des Stadtteilprojektes, errichtet, nachdem über Ausschreibungen alle BewohnerInnen gefunden waren. Die zwei alleinstehenden älteren Damen aus „Schloss Gripsholm“ hatten allerdings vor ihrem Einzug dort eher negative Erfahrungen mit dem Stadtteil Vauban gesammelt. Vor allem scheiterte ihr erstes Baugruppenvorhaben an Streitigkeiten zwischen den BewohnerInnen. Eine der beiden Damen fand schließlich den Mut, eine eigene Baugruppe zusammen zu stellen, mit der am Ende das „Schloss Gripsholm“ entstand. Aber nicht nur die BewohnerInnen des Stadtteils hatten so ihre zwischenmenschlichen und ökonomischen Probleme. Der Verein „Forum Vauban“, der die Stadtteilentwicklung bis zum Jahr 2004 begleitete, scheiterte an der Bürokratie von EU-Förderungen und musste in Konkurs gehen. Für die Menschen in den Baugruppen hatte dies keine spürbaren Nachteile, es zeigt jedoch, dass auf öffentlicher Ebene (Makroebene) gestaltete Vorhaben nochmals komplizierter und nicht mit rationalen Aushandlungsprozessen bewältigbar sind. Die Bevölkerung selbst ist gefordert, lediglich Information und Beratung sollten von öffentlicher Stelle bereitgestellt werden. Abgelöst wurde das „Forum Vauban“ vom „Stadtteilverein Vauban e.V.“, denn ganz ohne Koordination funktioniert der Stadtteil auch nicht.<sup>56</sup>

Ein weiteres Beispiel findet sich mitten in der Altstadt von Lübeck, wo im Jahr 1999 der so genannte **Aegidienhof** entstand. Dort leben ca. 120 BewohnerInnen bis 65 Jahren. Auch zwölf gewerbliche Einheiten, wie ein Café oder Praxen, sind integriert. Der Aegidienhof besteht aus zwölf Häusern, die einen gemeinsamen Innenhof bilden. Hilfsangebote und –wünsche werden über den „Aegidienhof e.V.“ gesammelt und vermittelt. Jede/r BewohnerIn muss dem Verein beitreten, auf ein ausgeglichenes Verhältnis der Geschlechter und des Alters wird geachtet. Ein großer Vorteil sind die Möglichkeiten direkt im Aegidienhof,

---

<sup>55</sup> vgl. Fuchs/Orth (2003), 53ff; vgl. Hermann (1999), 2.

<sup>56</sup> vgl. Fuchs/Orth (2003), 54f; vgl. Forum Vauban (2010).

also praktisch vor der Haustür, einen Arbeitsplatz zu finden. Dieses Projekt ist eine unglaubliche Leistung, wenn bedacht wird, dass es ein privat, von Lübecker BewohnerInnen, geplantes und umgesetztes soziales Wohnprojekt ist.<sup>57</sup>

Das Projekt „**anders wohnen**“ zielt vor allem auf die Zusammenführung von Menschen über 60 Jahren und Alleinerziehenden ab. Beide Seiten werden als Träger großer gesellschaftlicher Defizite betrachtet und das Potential, das sich die beiden Gruppen gegenseitig bieten können, als höchst förderungswürdig. Tatsächlich ist der eingetragenen Genossenschaft durch dieses Projekt in Nürnberg offenbar ein Erfolg gelungen, was aus verschiedenen, in der Nürnberger Zeitung veröffentlichten, Kommentaren von BewohnerInnen hervorgeht. Der Großteil der 45 individuellen Wohneinheiten wird derzeit von SeniorInnen bewohnt. Es ist auch eine Kindertagesstätte in das Haus integriert.<sup>58</sup>

Ist das in dieser Arbeit behandelte Thema in der Politik noch eher schwerpunktmäßig, bspw. Frauenpolitik, Familienpolitik oder dergleichen, zu finden, hat die Wirtschaft in Deutschland den Wert dieser Idee schon erkannt. Die Landesbausparkassen (LBS) bieten bereits Informationsmaterial und Vorschläge für die Finanzierung eines privat initiierten Bauprojektes an. Da es oft vor allem an finanziellen und organisatorischen Rahmenbedingungen scheitert haben die LBS eine „Zukunftswerkstatt“ ins Leben gerufen, wodurch eine Broschüre entstand, die Leitfaden für Organisation und Aufbau generationenübergreifender Wohnbauprojekte darstellen soll. Das Marktforschungsinstitut „empirica“ spricht dabei von gegenseitigen Betreuungsleistungen, die eine Basis für ein gemeinschaftliches Wohnen darstellen, sowie vom Prinzip der Selbstbestimmung in der Gestaltung des Lebensumfeldes.<sup>59</sup>

---

<sup>57</sup> vgl. Aegidienhof e.V. Lübeck (2010).

<sup>58</sup> vgl. andersWOHNEN eG (2010).

<sup>59</sup> vgl. empirica (2010), 7ff.



### **3. Empirische Erhebung**

Das Thema MehrGenerationenWohnen (MGW) ist, nach Auffassung der Autorin, in der Literatur nicht in dem Umfang bearbeitet, damit ausreichend Informationen für diese Arbeit zu finden sind. Dies gilt vor allem für MGW in Österreich. Daher lag es nahe BewohnerInnen und ExpertInnen auf diesem Gebiet zu bitten, in einem Interview ihr Wissen und ihre Meinungen zu dem Thema darzulegen. Dies soll Einblicke ermöglichen, in die Motive und Erwartungen der Menschen, die ein solches Projekt bereits kennengelernt haben bzw. darin wohnen. Gleichzeitig sollten die Austauschbeziehungen beleuchtet werden und die Chancen wie auch die Herausforderungen und Grenzen dieser Lebens- und Wohnform erkannt werden. Als Erstes werden Forschungsdesign und Vorgehensweise der Erhebung erläutert. Dann werden die betrachteten Projekte und die befragten Personen vorgestellt. Schließlich werden die wichtigsten Ergebnisse aus der Erhebung dargestellt und interpretiert.

#### **3.1. Forschungsdesign**

Für die Erhebung wurde der qualitative Forschungsansatz gewählt, weil die Autorin herausfinden wollte, wie die betroffenen Menschen ihre Wohn- und Lebensform sehen, welche individuelle Bedeutung das für sie hat sowie die daraus hervortretenden Handlungsmuster erkennen. Als Instrument wurde das Leitfadeninterview gewählt, weil es als jene Methode erschien, durch die der höchste Informationsgewinn erreicht werden kann. Dadurch, dass es eben noch wenig Literatur zu dem Thema, vor allem Österreich betreffend, gibt, wäre bspw. der Entwurf eines umfassenden Fragebogens nur erschwert möglich gewesen. Besonders vorgegebene Antworten wären erwartungsgemäß zu wenig Aspekte berücksichtigend gewesen. Auch wurde von der Autorin erwartet, dass die Befragten vieles zu erzählen haben und ein schriftliches Festhalten durch die Befragten selbst daher nicht zugemutet werden wollte. Vor allem aber war ausschlaggebend, dass es sich um eine sehr individuelle Lebensform handelt und es dabei auch um die Einstellung und Lebenshaltung der betreffenden Menschen geht, was in einem persönlichen Interview viel besser erfasst werden kann, als bspw. bei der Auswertung eines ausgefüllten Fragebogens.

Das qualitative Leitfadeninterview erlaubt es einerseits dem/der InterviewerIn einen Überblick zu bewahren über die Informationen, die gewonnen werden sollen und wie diese erhalten werden können, durch Beispielfragen. Auf der anderen Seite wird dadurch den Befragten die Möglichkeit gegeben, in ihren eigenen Worten ihre Erfahrungen mitzuteilen. Durch das teilstrukturierte Einzelinterview ist es dem/der InterviewerIn möglich, im Be-

darfsfall nachzufragen. Genauso kann auch die Reihenfolge der Fragen verändert werden. Durch den nur teilweise standardisierten Interviewleitfaden ist ein intensives Eingehen auf den/die InterviewpartnerIn möglich.<sup>60</sup> Somit erwies sich das teilstrukturierte Leitfadenterview mit Einzelpersonen als optimales Instrument für diese Erhebung.

### **3.2. Vorgehensweise**

Zur Erhebung relevanter Informationen wurde also ein Leitfaden entwickelt, der teilstrukturierte, offene Interviews zuließ und gleichzeitig auf die jeweilige Position des Gegenübers, also BewohnerIn, ExpertIn bzw. PolitikerIn, adaptiert werden konnte, ohne die Inhalte wesentlich zu verändern. Damit war es in der Folge möglich, gleiche Inhalte von den verschiedenen Positionen aus zu vergleichen. Es wurden von der Autorin sieben Dimensionen festgelegt (Eigene Geschichte zum Haus, Definition MGW, Rahmenbedingungen, Austauschbeziehungen, BewohnerInnen, Chancen/Risiken, Zukunft dieser Wohnform), die auch den Ausgangspunkt für die qualitative Inhaltsanalyse darstellten. Es ergab sich während der Erhebungen, dass alle drei befragten ExpertInnen auch BewohnerInnen eines Projektes waren, das dem MGW zuzurechnen ist. Dadurch setzen sich die Antworten der BewohnerInnen aus wissenschaftlich fundiertem (ExpertIn und BewohnerIn) und sachlichem (BewohnerIn) ExpertInnenwissen zusammen.

Die InterviewpartnerInnen wurden nach dem Zufallsprinzip ausgewählt. Es wurden für die BewohnerInnen Alterskategorien überlegt, die mit bestimmten sozialen Aspekten (z.B.: Kind/er, alleinstehend usw.) ergänzt wurden. Aus diesen Kategorien wurde dann jeweils zumindest ein/e VertreterIn ausgewählt. Ansonsten wurde versucht, Personen aus verschiedenen Projekten, die zumindest ein ähnliches Konzept aufweisen, zu finden. Relevante Projekte wurden nach vorher definierten Kriterien bewertet, ob deren BewohnerInnen als InterviewpartnerInnen geeignet erscheinen (Altersdurchmischung, eigener Wohnbereich und Gemeinschaftsräume, informelle Freiwilligenarbeit/Nachbarschaftshilfe, Merkmale einer Gemeinschaft). Durch die Empfehlung von InitiatorInnen solcher Projekte, wurden jeweils Interviewtermine mit BewohnerInnen vermittelt. Über die ExpertInneninterviews und Recherche im Internet fanden sich weitere Projekte und BewohnerInnen. Aufgrund der Tatsache, dass Projekte solcher Art vorwiegend auf privater Ebene zu finden sind, war es anfangs schwierig entsprechende Personen zu finden. Dann stellte sich allerdings heraus, dass die bestehenden Projekte teilweise schon ein geringes Ausmaß an Vernetzung aufwiesen und in Kontakt miteinander standen oder zumindest gegenseitig bekannt waren.

---

<sup>60</sup> vgl. Rieker/Seipel (2003), 149ff.

Es fanden schließlich auf die festgelegten Fragekategorien fokussierte Interviews mit elf Personen statt, die nach den Erkenntnissen aus den ersten drei Gesprächen um eine Kategorie (mögliche Gründe für die Zusammensetzung der Gemeinschaft) erweitert wurden. Zwei Personen wurden auch als ExpertInnen der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Thema des gemeinschaftlichen Wohnens und Lebens befragt, eine Person als politische/r ExpertIn und die restlichen BewohnerInnen können als ExpertInnen für ihre Wohn- und Lebensform betrachtet werden. Somit fand eine Methodenkombination von ExpertInneninterviews und fokussierten Interviews statt. Die Interviews hatten eine durchschnittliche Dauer von 60 min., wobei das kürzeste persönliche Gespräch vor Ort etwa 30 min. dauerte und das längste 150 min. Zwei der Interviews wurden per Telefon geführt und dauerten 15 bzw. 25 min. Die Interviews fanden im Februar und März 2011 statt. In sieben Fällen wurde das Interview innerhalb des jeweiligen Wohnbaus geführt und somit war ein direkter Einblick in die Räumlichkeiten möglich.

Die qualitative Inhaltsanalyse erfolgte in Anlehnung an die Inhaltsanalyse nach Mayring, wobei nicht alle von ihm erwähnten Methoden zur Anwendung kommen konnten, daher nur „in Anlehnung“.<sup>61</sup> Die Transkription erfolgte nicht wortwörtlich, sondern in Stichworten bzw. Halbsätzen und auf die relevanten Teile für vorliegende Arbeit beschränkt, da durch die digitale Aufzeichnung der Interviews ein Abhören jederzeit möglich ist. Lediglich interessante Aussagen wurden in der originalen Wortfolge transkribiert. Auf die Transkription parasprachlicher Merkmale (Lachen, Zögern,...) sowie Notationszeichen wurde verzichtet, wiederum wegen der Abrufbarkeit durch digitale Aufzeichnung. Auf diese Weise wurde das zu betrachtende Material festgelegt. Die Transkripte wurden mit Hilfe eines Textverarbeitungsprogrammes („Microsoft Word“) in Zeilenschreibweise erfasst. Die Zusammenfassung und inhaltliche Strukturierung der Transkripte bildete die Grundlage für die inhaltliche Analyse. Es wurden Analysekategorien gebildet, die auf den im vorhinein definierten Fragekategorien des Leitfadens basieren. Diese Kategorien wurden um Erkenntnisse aus den Interviews ergänzt. Nach der Definition der Analysekategorien wurden die transkribierten Antworten den jeweiligen Kategorien zugeordnet und codiert, um jeweils ersichtlich zu machen, welcher „Generation“ (siehe Tabelle Nr. 3: *Einteilung der „Generationen“ nach ihren Merkmalen und Anzahl der Befragten*) die Aussagen zurechenbar sind. Diese Vorgehensweise war für die spätere Auswertung der Ergebnisse von Bedeutung. Die Antworten wurden in den Kategorien nach diesen „Generationen“ strukturiert. Der erste Schritt der Auswertung des aufbereiteten Analysematerials war die Paraphrasierung, also die Reduktion von sich deckenden Aussagen innerhalb einer „Generation“, die Übersetzung auf eine einheitliche Sprachebene sowie die Transformation in eine grammatikali-

---

<sup>61</sup> vgl. Mayring (2003), 47ff.

sche Kurzform. In einem weiteren Reduktionsschritt wurde das Material nach Relevanz für die Beantwortung der Forschungsfragen selektiert. Schließlich wurde das so extrahierte Material für vorliegende Arbeit ausgewertet. Diese Auswertung ist in Form einer kurzen Darstellung und Interpretation der Ergebnisse durch die Autorin unter dem Kapitel 3.5. *Wichtigste Ergebnisse und Interpretation der erhobenen Informationen* zu lesen. Für die bessere Nachvollziehbarkeit und Bewertung der Informationen werden zuvor noch die betrachteten Projekte sowie die befragten Personen vorgestellt.

### 3.3. Betrachtete Projekte

In diesem Kapitel werden die betrachteten Projekte vorgestellt und abschließend in manchen Punkten verglichen. Die untenstehende Tabelle zeigt eine Übersicht der betrachteten Projekte, in welchem Bundesland sich diese befinden, in welcher Region sie liegen, wie viele Menschen dort wohnen und wie viele Personen aus den jeweiligen Projekten befragt wurden.

<b>Projekt</b>	<b>Bundesland</b>	<b>Region</b>	<b>BewohnerInnen +Kinder (0-20)</b>	<b>Befragte</b>
B.R.O.T.-Hernals	Wien	urban	25 (+17)	<b>4</b>
B.R.O.T.-Kalksburg	Wien	suburban	65 (+38)	<b>3</b>
Les Palètuviars	OÖ	suburban	16 (+9)	<b>1</b>
„Soziale Organisation“	OÖ	ländlich	ca. 25	<b>2</b>
Naturhof Pramtal	OÖ	ländlich	7 (+2)	<b>1</b>
<b>Gesamt</b>				<b>11</b>

Tabelle 2: Übersicht betrachteter Projekte, Region, BewohnerInnen-Anzahl und Anzahl der daraus befragten Personen<sup>62</sup>

Wie in Tabelle 2 ersichtlich wurden zwei Projekte in Wien und drei in Oberösterreich betrachtet. Zwei der Projekte können als ländliches Gebiet (<5000 Einwohner) bezeichnet werden, der Rest ist entweder im Zentralgebiet oder in der suburbanen Umgebung einer größeren Stadt (>180.000 Einwohner) gelegen. Die BewohnerInnen-Anzahl liegt zwischen sieben und 65 erwachsenen Personen (ab 21 Jahren).

Im Folgenden werden die organisatorischen Rahmenbedingungen der Projekte, die durch Recherche der Homepages und Nachfrage bei InitiatorInnen und BewohnerInnen erhoben wurden, vorgestellt. Es soll dadurch ein besseres Bild entstehen, worum es sich bei MGW handeln kann und wie vielschichtig dieses Bild ist. Die Projekte werden grundsätzlich in der Reihenfolge der Übersicht beschrieben, wobei die B.R.O.T.-Projekte die ersten drei

<sup>62</sup> Eigene Darstellung.

Punkte darstellen, in Form vom Projekt „Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals“, das die Basis für die Errichtung von der „Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg“ legte, dem „B.R.O.T.-Verband“ und schließlich der speziellen Ausprägung der „Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg“, den Währungen für Arbeitsleistung. Die drei weiteren behandelten Projekte sind „Les Palétuviers“ sowie ein Gemeinschaftshaus, das von einer sozialen Organisation geführt wird und der „Naturhof Pramtal“. In den Fußnoten sind jeweils die Quellen angegeben. Basieren die Informationen auf einem oder mehreren Interviews, so ist dies in einer Fußnote angegeben. Es sind dabei jeweils nur der Monat und das Jahr, in dem die Interviews geführt wurden, angegeben, da sonst die Anonymität nicht gewährleistet werden kann, aufgrund der niedrigen Anzahl an Interviews.<sup>63</sup>

### **3.3.1. Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals – der Beginn**

B.R.O.T. ist die Abkürzung für Beten, Reden, Offensein und Teilen. Die Gemeinschaft ist in Form eines gemeinnützigen Vereins organisiert, der 1987 gegründet wurde. Mit Hilfe der staatlichen Wohnbauförderung wurde ein Wohnheim im Zentrum von Wien errichtet, das dem gegründeten Verein gehört. Die Führung als Wohnheim erlaubt es, dass BewohnerInnen einen Nutzungsvertrag für einen Heimplatz erhalten, also kein Eigentum erwerben und auch keine üblichen Mietrechte haben. Dies erschien für den Zweck des gemeinschaftlichen Wohnens am Sinnvollsten für die InitiatorInnen. Somit leben die BewohnerInnen alle unter gleichen formalen Bedingungen. Für die Wohnung muss jeweils ein kostendeckender Nutzungsbeitrag bezahlt werden. Damit wird, entsprechend der Rechtsform als Verein, kein Gewinn erzielt. Es gibt für eventuelle finanzielle Krisenzeiten der Gemeinschaftsmitglieder einen Solidaritätsfond im Verein, aus dem bspw. dieser Nutzungsbeitrag für eine begrenzte Zeit beglichen werden kann. Das Wohnheim bietet einerseits den Gemeinschaftsmitgliedern Platz zum Wohnen und Leben. Zusätzlich gibt es sechs Gästewohnungen, in denen etwa Anfang der 1990er Jahre bosnische Kriegsflüchtlinge untergebracht wurden. Die Kosten für diese Unterstützung wurden ebenfalls aus dem Solidaritätsfond getragen, der von den Gemeinschaftsmitgliedern wie auch Spendengeldern gespeist wird. Aktuell (2011) gibt es in dem Wohnheim 25 Wohnungen auf einer Gesamt-Wohnnutzfläche von etwa 1.770 m<sup>2</sup> in Form von Wohnungen zwischen 22 m<sup>2</sup> und 130 m<sup>2</sup> auf fünf Etagen. Zusätzlich gibt es etwa 600 m<sup>2</sup> Gemeinschaftsräume, einen gemeinsam genutzten Garten und mehrere Terrassen. Durch die flexible Säulenbauweise ist es möglich, die Räumlichkeiten relativ einfach zu verändern, was schon praktiziert wurde.<sup>64</sup>

---

<sup>63</sup> Es wären sonst Rückschlüsse von namentlich erwähnten Personen auf deren Wohnort möglich, was ausdrücklich untersagt wurde von einer Person.

<sup>64</sup> vgl. B.R.O.T.-Hernals (2011); vgl. Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals, Interviews im Februar 2011.

Wegen der hohen Nachfrage an Wohnplätzen wurde 2001 von der „Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals“ beschlossen, ein zweites derartiges Projekt zu initiieren. 2006 wurde mit Unterstützung der „Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals“ ein zweiter B.R.O.T.-Verein, „Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg“, gegründet, der rechtlich eigenständig agiert. Um die Zusammengehörigkeit der beiden Projekte dennoch zu zeigen, wurde schließlich ein B.R.O.T.-Verband, als „Zusammenschluss der Vereine zur Verfolgung gemeinsamer Interessen“<sup>65</sup>, gegründet, in den auch alle zukünftigen B.R.O.T.-Vereine, also (Haus- bzw. Häuser-) Gemeinschaften, eingebunden werden. Ein drittes Projekt in Wien Aspern steht bereits vor der Umsetzungsphase.<sup>66</sup>

### **3.3.2. Verband „Gemeinschaft B.R.O.T.“: Hernals und Kalksburg**

Da die B.R.O.T.-Projekte in Wien miteinander kooperieren und voneinander lernen, ist auch die Organisation in vielen Bereichen ähnlich. Im Groben basieren „Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals“ und „Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg“ (in der Folge „Hernals“ und „Kalksburg“ genannt) auf denselben Prinzipien, weil „Kalksburg“ durch die Gemeinschaft „Hernals“ initiiert wurde, also von dort der Anstoß zur Errichtung gegeben wurde. Jedoch wurde „Kalksburg“ mit der Gründung des eigenen Vereines und der damit rechtlichen Selbständigkeit, auch organisatorisch in die Selbständigkeit entlassen. Der Organisationsalltag ist jeweils in Abstimmungen festgelegt.<sup>67</sup> Wenn nicht speziell das Projekt genannt ist, treffen die nachfolgenden Ausführungen auf beide Wohnprojekte zu.

Die B.R.O.T.-Häuser in Wien sind alle als Wohnheime organisiert. Diese Form ist wichtig für die finanzielle Förderung der Errichtung des Wohnbaus durch die öffentliche Hand und setzt voraus, dass ein Teil der Wohnungen an die Stadt Wien abgegeben wird, welche bedürftige Menschen in jenen Wohnungen unterbringen kann. Als ausführende soziale Organisation, welche diese Unterbringungen organisiert, wurde die Caritas beauftragt. Dies erfolgte in Abstimmung mit der Gemeinschaft und der Stadt Wien. Im Unterschied zu „Hernals“, das nur aus einem Haus besteht, sind es in „Kalksburg“ tatsächlich vier Häuser in denen BewohnerInnen leben und eine Gemeinschaft bilden. Es stehen dort ein sanierter Altbau, zwei Passivhäuser und ein Niedrigenergie-Haus.<sup>68</sup>

Die Organisation erfolgt auch in „Kalksburg“ als gemeinnütziger Verein, welcher nach dem Vereinsgesetz eingetragen und somit rechtsfähig ist. Jede/r BewohnerIn ist Mitglied im jeweils gegründeten Verein und zahlt einen Heimbeitrag, der sich, wie schon erwähnt, auf einem Nutzungsvertrag gründet, nicht auf einem Mietvertrag. Dieser Heimbeitrag wird für

---

<sup>65</sup> §1 Abs. 5 VerG idF BGBl I 2002/66.

<sup>66</sup> vgl. B.R.O.T.-Verband (2011).

<sup>67</sup> vgl. Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals / -Kalksburg, Interviews im Februar 2011.

<sup>68</sup> vgl. Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals / -Kalksburg, Interviews im Februar 2011.

die Tilgung der Kreditraten und die Betriebskosten herangezogen. Daher ist der Heimbeitrag nur ein Durchlaufposten. Die bewusste Entscheidung gegen den Erwerb von persönlichem Eigentum an den Räumlichkeiten gründet sich darauf, dass wenn jemand Eigentum hat, sie/er auch Anspruch darauf hat und das sollte verhindert werden, um flexibel bleiben zu können und der Gefahr zu entgehen, sich irgendwann als Gemeinschaft nicht aussuchen zu können, wer in das Projekt einzieht. Der Zweck dieser Gemeinschaft könne laut InitiatorInnen nur erfüllt werden, wenn auch alle (erwachsenen) BewohnerInnen sich freiwillig für diese Wohn- und Lebensform entscheiden.<sup>69</sup>

Für die Aufnahme in die Gemeinschaft muss eine Bewerbung an die InitiatorInnen des betreffenden Projektes erfolgen, mit der Darstellung eigener Erwartungen und persönlicher Ziele. Von den InitiatorInnen wird dann auf die Übereinstimmung mit den Zielen der Gemeinschaft geachtet. Wenn dem so ist, erfolgt eine Einladung zu einem persönlichen Gespräch mit den InitiatorInnen, in die Vollversammlung des Vereines und Gespräche mit den BewohnerInnen sowie einer Bonitätsprüfung, ob die BewerberInnen sich das Wohnen auch leisten können. Schließlich dürfen die BewerberInnen drei Monate zur Probe im Haus wohnen, für ein gegenseitiges Kennenlernen und um sich Klarheit zu verschaffen, ob diese Wohn- und Lebensform den eigenen Vorstellungen entspricht. Anschließend besteht die Möglichkeit ein Mitglied der Gemeinschaft zu werden, durch eine Abstimmung in der Vollversammlung mit dem Minimum einer Zustimmung von 2/3 der restlichen BewohnerInnen. Es werden grundsätzlich, mit Ausnahme der Startphase eines Projektes, keine vollkommen unbekanntem Leute in die Gemeinschaft aufgenommen, sondern nur Menschen, die bereits ein oder mehrere BewohnerInnen vor der Bewerbung kennen.<sup>70</sup>

Es gibt ein Leitungsteam, das dem Vorstand des Vereins entspricht. In der monatlichen Vollversammlung sind alle Mitglieder stimmberechtigt, wobei es z.B. in „Hernals“ für Kinder eine zusätzliche Stimme pro Familie gibt, um auch die Interessen der Kinder vertreten zu können. Kinder sind nicht automatisch Mitglieder in der Gemeinschaft, um eine Zwangsmitgliedschaft zu vermeiden. Im Leitungsteam sind zwei Sprecher, die den Verein nach außen hin vertreten. Was die Vereinsbehörde als „Schiedsgericht“<sup>71</sup> verlangt, wird bspw. in „Hernals“ „Versöhnungsteam“ bezeichnet. Durch die Einrichtung von Arbeitsteams können anfallende Aufgaben arbeitsteilig erledigt werden. Es gibt bspw. ein „Gartenteam“, ein „Sozialteam“ oder ein „House-Watching-Team“. Durch die Einteilung in Arbeitsgruppen bringt sich praktisch Jede/r in die Aufgabenerfüllung der Gemeinschaft ein. Es wird bei der Intensität der Forderung nach Einbringung in die Erledigung der Aufgaben jeweils auf die physische und psychische Konstitution der BewohnerInnen geachtet. Frei-

---

<sup>69</sup> vgl. Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals / -Kalksburg, Interviews im Februar 2011.

<sup>70</sup> vgl. Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals / -Kalksburg, Interviews im Februar 2011.

<sup>71</sup> §8 Abs. 1 VerG idF BGBl I 2002/66.

willig dürfen alle mitmachen, aber es gibt keine Aufforderung zur Mitarbeit, wenn sich jemand aus verständlichen Gründen zurückhält. Entscheidungen in der Vollversammlung zu treffen wird allerdings von der Gemeinschaft als Verpflichtung gesehen.<sup>72</sup>

Es herrscht auch der Anspruch, in den Vollversammlungen die eigenen Bedürfnisse zu äußern. Das bedeutet kein KÖNNEN, sondern sogar ein MÜSSEN. Es sei für das gemeinschaftliche Leben unumgänglich, unzufriedenstellende Situationen ansprechen zu können, meinen die InitiatorInnen. Zum Finden immer wieder neuer gemeinsamer Ziele werden jedes Jahr Themen festgelegt, auf die im kommenden Jahr besonders geachtet werden soll. 2011 ist das in „Hernals“ bspw. die „liebvolle Achtsamkeit“ – also der Beitrag jeder/jedes Einzelnen, ein gutes Verhältnis in der Gemeinschaft zum Ausdruck zu bringen. Dies erfolgt bspw. dadurch, dass zu allen BewohnerInnen ein gutes Verhältnis vorliegt und Konflikte rasch bereinigt werden. Die Kommunikation in den B.R.O.T.-Häusern erfolgt entweder über das Telefon, wobei Anrufe innerhalb des Hauses in „Hernals“, durch die Einrichtung einer gemeinsamen Telefonnummer und Durchwahlnummern, kostenlos sind, oder in „Kalksburg“ verstärkt auch über E-Mail, wobei sogar ältere Menschen ohne Probleme damit umgehen können. Sollte eine Person keinen Internetzugang haben, ist jeweils gewährleistet, dass diejenige eine ausgedruckte Form der Information erhält. So werden Sitzungsprotokolle oder Protokolle der Arbeitsgruppen, Lösungsvorschläge, anstehende Arbeiten für die Gemeinschaft und andere, die Gemeinschaft betreffende, Dinge per Mail an alle weitergeleitet.<sup>73</sup>

Bei einem Auszug oder Versterben von BewohnerInnen wird der eingebrachte Anteil, abzüglich einer Abwohnung nach Abnutzung, ausbezahlt bzw. an die Erben weitergegeben. In „Kalksburg“ wird überlegt, ob den Kindern von BewohnerInnen der Einzug in eine eigene Wohneinheit, erleichtert werden soll, indem sie bspw. vorgezogen werden, wenn eine Warteliste vorhanden ist. Es besteht aktuell (2011) nicht automatisch ein Anspruch in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden, nur weil jemand dort aufgewachsen ist.<sup>74</sup>

### **3.3.3. Besonderheit der „Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg“: Währungen für Arbeitsleistung**

Wie in der Übersichtstabelle der betrachteten Projekte ersichtlich ist, steht die „Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg“ vor der Herausforderung, eine wesentlich größere Anzahl von BewohnerInnen als Gemeinschaft zu organisieren, als die restlichen Projekte. Als Versuch der Wahrung eines Überblicks über geleistete Arbeit von BewohnerInnen und einer

---

<sup>72</sup> vgl. B.R.O.T.-Kalksburg (2011); vgl. Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals / -Kalksburg, Interviews im Februar 2011.

<sup>73</sup> vgl. Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals / -Kalksburg, Interviews im Februar 2011.

<sup>74</sup> vgl. Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals / -Kalksburg, Interviews im Februar 2011.



gewissen Form von Gerechtigkeit, wurden im Jahr 2010 Währungen, für geleistete Tätigkeiten innerhalb der Gemeinschaft, eingeführt. Dadurch besteht für die BewohnerInnen bspw. die Möglichkeit, Leistungen anzubieten und dafür „Kalkis“ (entstanden aus der Bezeichnung des Projektes bzw. Bezeichnung des Standortes „Kalksburg“), als Währung für jeweils eine Stunde Arbeit, zu sammeln, die dann für eine andere Leistung, die dem „Kalki“ zugeschrieben wird, einzutauschen. Der Anlass für diese Überlegungen war, dass durch die verstärkte Kommunikation über E-Mail viele BewohnerInnen eine EDV-Schulung benötigten. Dadurch, dass einige BewohnerInnen sich damit sehr gut auskannnten, konnten sich die restlichen Gemeinschaftsmitglieder eine professionelle Dienstleistung ersparen, weil die jeweiligen BewohnerInnen ihr Wissen gerne weitergeben wollten. Jedoch war auch klar, dass der Zeitaufwand für die Schulung von fast 60 Personen eindeutig über die gewöhnlichen Austauschbeziehungen hinaus ging. Im Sinne der Gerechtigkeit wurde also der Versuch gestartet, eine Währung für Leistungen einzuführen, die eine gewisse Qualität, eine gewisse Dauer oder Regelmäßigkeit, eine gewisse Intensität oder sonst etwas Spezielles aufweisen können. Es gibt allerdings keine allgemeingültige Definition, da sich diese Tauschkreise noch in der Probephase befinden.<sup>75</sup>

Im Alltag, bei vielen spontanen Hilfsangeboten, wird der „Kalki“ nicht benutzt. Es liegt aber im Ermessen der BewohnerInnen, wann der „Kalki“ herangezogen wird. Wenn bspw. ein/e BewohnerIn mit dem Auto in die Stadt fährt und auf dem Weg andere BewohnerInnen mitnimmt, ist das als Höflichkeit zu werten. Ein Fall für den „Kalki“ wird es, wenn ein Sammeltaxi gegründet wird, wo regelmäßig die selben Personen miteinander in die Stadt fahren. Dies soll einen gewissen Austausch sicherstellen. Es ist aber kein Hinweis darauf, wie viele Austauschbeziehungen passieren und vor allem zwischen wem. Der „Kalki“ kann also nicht herangezogen werden, für eine Darstellung der Menge an Leistungen der BewohnerInnen innerhalb der Gemeinschaft.<sup>76</sup>

Für die Arbeitsleistungen, die für die Gemeinschaft im Zuge der zusammengestellten Arbeitsgruppen erbracht werden (müssen), gibt es eine eigene Währungseinheit. Das ist die s.g. „B.R.O.T.-Zeit“, die einerseits die gerechte Verteilung der Aufgaben in der Gemeinschaft gewährleisten soll. Auf der anderen Seite wird dadurch ermöglicht, ersichtlich zu machen, wie viel Zeit überhaupt für die Gemeinschaft aufgewendet werden muss. Tätigkeiten wie Schnee räumen, Gänge putzen, Gemeinschaftsräume instand halten, finanzielle Abrechnungen oder die Hausverwaltung machen, fallen in diese „B.R.O.T.-Zeit“. In einem weiteren Schritt wird die Gemeinschaft auf Basis dieser Sammlung von Zeit- und Aufgabenaufzeichnungen entscheiden, was von der Gemeinschaft selbst gemacht wer-

---

<sup>75</sup> vgl. Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg, Interviews im Februar 2011.

<sup>76</sup> vgl. Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg, Interviews im Februar 2011.

den kann und was evt. ausgelagert werden sollte, weil Aufgaben bspw. zu zeitaufwändig sind oder weil nicht genügend kompetente Personen zur Verfügung stehen, um diese in einem angebrachten Verhältnis aufzuteilen. Das Bewusstsein, dass nicht jede/r BewohnerIn gleich viel tun kann, wegen Gesundheitszustand oder Berufstätigkeit, ist sehr stark. Daher ist diese „BROT-Zeit“ eher als Selbsteinschätzungsmodell vorgesehen, damit bei den BewohnerInnen keine zeitliche Überforderung entsteht, „BROT-Stunden“ zu leisten.<sup>77</sup>

Abschließend für die Beschreibung der B.R.O.T.-Gemeinschaften folgt ein nettes Bild, das im Zuge der Verfassung eines Buches über die B.R.O.T.-Gemeinschaften entstanden ist und ein Abbild dafür ist, was gemeinsam alles erreicht werden kann:



Abbildung 2: Der Name der Gemeinschaft dargestellt durch einige Mitglieder.<sup>78</sup>

In Oberösterreich gibt es die Möglichkeit der Wohnheime nicht in dieser Form. Wohnbauförderung ist grundsätzlich in jedem Bundesland verschieden. Aber auch hier gibt es alternative Ansätze zur Eröffnung einer Möglichkeit, den gesellschaftlichen Herausforderungen im gemeinschaftlichen Wohnen und Leben zu begegnen.

### 3.3.4. Les Palétuviers

„Les Palétuviers“ ist die Bezeichnung für Bauprojekte des Architekten Fritz Matzinger und bedeutet „Wurzelbaum“. 1973 erstellte Matzinger erstmals Entwürfe für derartige Projekte, die aus seinen Eindrücken westafrikanischer Compounds entstanden. Es handelt sich dabei im Prinzip um Reihenhäuser, die so aneinandergereiht sind, dass in der Mitte ein überdachter Gemeinschaftshof entsteht – ein Atrium – der als Treffpunkt für die BewohnerInnen genutzt werden kann und soll. Deshalb werden diese Projekte auch „Atrium-Häuser“ genannt. Es wird darauf geachtet, dass die Anzahl der BewohnerInnen eine

<sup>77</sup> vgl. Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg, Interviews im Februar 2011.

<sup>78</sup> B.R.O.T.-Verband (2011).

überschaubare bleibt und dass der Rückzugsbereich in die (familiäre) Privatsphäre gewahrt bleibt. Es sind gemeinschaftsfördernde Räumlichkeiten, wie eine gemeinsame Sauna, eine gemeinsame Heizungsanlage und ein Gemeinschaftsschwimmbad, vorgesehen.<sup>79</sup>

Die von Matzinger errichteten Wohn- und Lebensräume können dann von interessierten Personen erworben werden, die über Inserate angesprochen werden. Hier herrscht also Eigentum. Das betrachtete Projekt besteht bereits seit über 30 Jahren und die BewohnerInnen haben bisher selten gewechselt. Die Übernahme durch die Kinder ist hier schon vorgekommen, genauso wie der Weiterverkauf einer Wohnung. Wie schon erwähnt gibt es trotz Eigentumsverhältnissen einige gemeinschaftliche Elemente, bspw. die Zentralheizung, die alle acht Wohnbereiche des Komplexes beheizt. Daher gibt es auch immer wieder Themen, die gemeinsam bearbeitet werden müssen, bspw. die Erneuerung der Zentralheizung. Dann müssen die BewohnerInnen eine für alle passende Lösung finden und ausdiskutieren, wie eine Aufgabe erledigt werden soll. Entscheidungen fallen hier im Konsens, weil das Wohnungseigentum viel zu essentiell ist, als dass jemand übergangen werden könnte bzw. überstimmt.<sup>80</sup>

„Les Palètuvièrs“ ist räumlich so gestaltet, dass jede Wohneinheit einen persönlich nutzbaren Garten nach außen hin hat, der Eingangsbereich jedoch von jeder/jedem BewohnerIn passiert werden muss, weil die Wohneinheiten über das Atrium erreicht werden. Daher ist es schwierig, sich nicht zu treffen. Ansonsten gibt es aber keine Erwartungen hinsichtlich gemeinsam zu erledigender Aufgaben. Die Besteuerung finanzieller Mittel für eventuelle Erneuerungen ist rechtlich abgedeckt. Die Gemeinschaftsräumlichkeiten sind, juristisch betrachtet, einem eigens dafür gegründeten Verein zuzurechnen, bei dem die BewohnerInnen Mitglied sind. Investitionen innerhalb des persönlichen Wohnbereichs sind von den jeweiligen BewohnerInnen eigenständig zu tragen.<sup>81</sup>

### **3.3.5. Soziale Organisation**

In Oberösterreich gibt es auch die Form, dass ein Gebäudekomplex, wo Familien, alte Menschen und beeinträchtigte Menschen wohnen, von einer sozialen Organisation betreut und verwaltet wird. Alle Angebote und Leistungen laufen über diese Organisation. Es handelt sich dabei von der Rechtsform her um einen Verein, der, im Gegensatz zur „Gemeinschaft B.R.O.T.“ etwa, nicht nur zu diesem Zweck gegründet wurde, sondern öster-

---

<sup>79</sup> vgl. Matzinger (2011); vgl. Les Palètuvièrs, Interview im Februar 2011.

<sup>80</sup> vgl. Les Palètuvièrs, Interview im Februar 2011.

<sup>81</sup> vgl. Rumpfhuber (2011), 3.

reichweit tätig und vernetzt ist. Im Prinzip steht dieser Verein im Dienste des Angebots an sozialen Dienstleistungen für die Gesellschaft. So entstand aus diesem Zweck heraus, der Gesellschaft unterstützende Dienste anzubieten, dieses Projekt, um bestimmten benachteiligten Gruppen in ihren Problemen Abhilfe zu verschaffen. Die Immobilie ist hier im Besitz einer GmbH. Über diese werden auch die Dienstleistungen und Mieterträge abgerechnet.<sup>82</sup>

Wenn eine Wohnung frei ist, wird sie ausgeschrieben und Personen können sich dafür bewerben. Dabei gibt es eindeutige Grundsätze, welche Menschen bevorzugt werden (können). Die Entscheidung wird von der sozialen Organisation getroffen. In diese Entscheidung sind ansonsten keine BewohnerInnen miteinbezogen. Für die BewohnerInnen ergeben sich in diesem Projekt die Vorteile, dass verschiedene Dienstleistungsangebote, wie Tagesbetreuung für Kinder oder Mittagstische, im Haus angeboten werden sowie relativ günstige Mieten für hohe Wohnqualität. Es gibt Beratungsangebote im Haus und eine Ansprechperson für die BewohnerInnen, wenn Unterstützung benötigt wird. Zwei mal im Jahr wird ein gemeinsames Fest aller BewohnerInnen veranstaltet. Im alltäglichen Leben müssen die BewohnerInnen nicht viel miteinander zu tun haben, außer ein Aufeinandertreffen auf dem gemeinsamen Gang. Die BewohnerInnen haben unterschiedliche Bezeichnungen für ihre jeweilige Wohnsituation: „betreubares Wohnen“, „Wohngemeinschaft für beeinträchtigte Menschen“ oder „Familienwohnungen“. Vom Konzept her würde dieses Projekt die von der Autorin festgelegten Kriterien erfüllen. Eine (Alters-)Durchmischung und auch gegenseitiges Kennenlernen und Unterstützen ist im Konzept vorgesehen. Ein tatsächliches Kennenlernen wird nur eingeschränkt gefördert. Es sind kaum kommunikationsfördernde Einrichtungen vorhanden, da die Gemeinschaftsräume auch an externe NutzerInnen vermietet werden und dies sehr häufig vorkommt, sodass die BewohnerInnen diese Räumlichkeiten kaum nutzen können.<sup>83</sup>

### **3.3.6. Naturhof Pramtal**

Eine weitere Form des MGW ist die des „Naturhof Pramtal“, wo ein Verein für den Erwerb eines Grundstücks und den Aufbau eines Hauses gegründet wurde. Alle (erwachsenen) BewohnerInnen sind im Vorstand des Vereines, sodass jedes Mitglied voll stimmberechtigt ist. Zusätzlich ist der Verein im Besitz der „Ökodorf GmbH“, wodurch verschiedene Aufgaben vergeben und angenommen werden können und der Vorteil eines Vorsteuerabzuges genutzt werden kann. Das Wohnen ist so organisiert, dass jede Entscheidung im

---

<sup>82</sup> vgl. Lebenshaus (2011a); vgl. Lebenshaus (2011b); vgl. Lebenshaus, Interviews im Februar/März 2011.

<sup>83</sup> vgl. Lebenshaus (2011a); vgl. Lebenshaus, Interviews im Februar/März 2011.

s.g. „Konsent“<sup>84</sup> getroffen werden muss. Das bedeutet, dass, im Gegensatz zum Konsens, keine völlige Meinungsübereinstimmung vorliegen muss, sondern Entscheidungen so getroffen werden, dass sie mit den jeweiligen Zielen und Erwartungen der Mitglieder vereinbar sind.<sup>85</sup>

Die Bezahlung der Wohnfläche, ein renovierter Hof mit Nutzfläche, erfolgt über den Mitgliedsbeitrag für den Verein und richtet sich stark nach der jeweiligen sozialen und Einkommenssituation des Mitglieds. So können auch Personen aus niedrigeren Einkommenschichten ohne große Hürden dieser Gemeinschaft beitreten. Außerdem werden immer wieder Veranstaltungen und Trainings durchgeführt, entweder durch den Verein oder die GmbH, wobei erwirtschaftete Beträge in den Verein und somit in die Gemeinschaft re-investiert werden und den Auf- und Ausbau des Hofes finanzieren und fördern sollen. Zusätzlich ist die Mitarbeit am Hof für die BewohnerInnen eine Selbstverständlichkeit. Einige der BewohnerInnen leben nicht nur im „Naturhof Pramtal“, sondern haben dort auch ihren Arbeitsplatz gefunden.<sup>86</sup>

### **3.3.7. Ausgewählte Gemeinsamkeiten und Unterschiede der betrachteten Projekte in der Organisation des gemeinschaftlichen Wohnens**

Die Rechtsform des Vereines für die Verwaltung der gemeinschaftlichen Besitztümer spielt bei allen betrachteten Projekten eine wesentliche Rolle. Dabei liegen die Unterschiede in der Definition, was alles dem Gemeinschaftsbesitz zugeschrieben wird und wer der Gemeinschaft angehört bzw. „berechtigt“ ist, den Gemeinschaftsbesitz zu nutzen, evt. gegen Entgelt. Bei den „Gemeinschaften B.R.O.T.“ sind alle Immobilien dem Gemeinschaftsbesitz zuzurechnen und nutzungsberechtigt sind alle aufgenommenen Gemeinschaftsmitglieder, die zusätzlich einen Nutzungsvertrag für den persönlichen Bereich haben, in dem ein entsprechendes Entgelt vorgesehen ist. Anders als in „gewöhnlichen“ Wohnbauten, ist das Entgelt für das Wohnen nicht zum Zweck einen Gewinn zu erzielen vorgesehen. Ebenso verhält es sich auf dem „Naturhof Pramtal“, wobei hier kein Nutzungsvertrag vorliegt sondern ein Beitrag zur Tilgung der Aufbau- und Erhaltungskosten des Gemeinschaftsbesitzes über einen Mitgliedsbeitrag erbracht wird, der sich nach der aktuellen Einkommens- und sozialen Lage des jeweiligen Mitglieds richtet. Im „Les Palétuviers“ hingegen ist der gemeinschaftliche Besitz, nach seiner Definition, auf die tatsächlich gemeinsam genutzten Flächen und Güter, wie die Heizung, beschränkt. Die persönlich genutzte Wohn- und Lebensfläche ist dem Privatbesitz zuzuschreiben. Die soziale

---

<sup>84</sup> Naturhof Pramtal (2011a).

<sup>85</sup> vgl. Naturhof Pramtal (2011a); vgl. Naturhof Pramtal, Interview im Februar 2011.

<sup>86</sup> vgl. Naturhof Pramtal (2011a); vgl. Naturhof Pramtal (2011b); vgl. Naturhof Pramtal, Interview im Februar 2011.

Organisation ist in ihrer Rechtsform ein Verein und alle Immobilien sind einer GmbH, im weiteren Sinne aber dem Gemeinschaftsbesitz, zuzuschreiben, wobei die Gemeinschaft des betrachteten Projektes eine andere ist, als die Mitglieder des Vereines. Es ist hier die (regionale/österreichische) Gesellschaft, der dadurch ein Dienst erwiesen werden soll. Die Nutzungsberechtigten für die gemeinschaftlichen sowie auch die persönlich genutzten Flächen sind also erweitert auf all jene Menschen, die bereit sind, für dessen (zeitlich begrenzte) Nutzung einen Mietzins zu zahlen. Bei den persönlichen Wohn- und Lebensflächen ist zusätzlich eine Bewerbung nötig, jedoch nicht um die Aufnahme in den Verein, sondern, um die sozial verträgliche Vergabe der Wohnfläche und eine gewisse Altersdurchmischung, weil im Konzept vorgesehen, zu sichern.

Da die Anzahl der befragten Personen in den B.R.O.T.-Projekten am höchsten war (siehe *3.4. befragte Personen*), sind die gewonnenen Informationen am ausführlichsten. Zusätzlich sind sehr informative Homepages vorhanden. Allgemein hat die Autorin den Eindruck, dass die B.R.O.T.-Projekte sehr gut organisiert sind und die ständige Verbesserung des Zusammenlebens angestrebt wird. Im Gegensatz dazu hat bspw. das Projekt „Les Palétuviers“ nur sehr geringe formale Vorgaben des Zusammenlebens. Dort steht im Vordergrund, dass die BewohnerInnen sich relevante Themen diskutieren. Genauso verhält es sich im „Naturhof Pramtal“. Dort wird die Meinung vertreten, dass die BewohnerInnen über alles reden können und keine festen Strukturen brauchen. Vielleicht bringt es auch die Größe der Projekte mit sich, inwieweit eine klare Struktur im Organisationsablauf vorhanden sein sollte. Das Projekt, das von einer sozialen Organisation verwaltet wird, bildet dahingehend eine Ausnahme, da durch diese Organisationsform ohnehin eine gewisse Struktur dahinter steht, die BewohnerInnen aber tatsächlich kaum eingebunden sind, im Sinne einer gemeinschaftlichen Verwaltung.

### 3.4. Befragte Personen

Die befragten Personen sind in Gruppen zusammengefasst, welche ihre jeweilige Generation widerspiegeln sollen. Dies ist, unter anderem aufgrund der über das Alter hinausgehenden Merkmale einer Generation, schwierig. Letztlich sind folgende „Generationen“ definiert, deren Antworten, wo es Sinn macht, verglichen werden:

„Generation“	Merkmale	Anzahl Befragte	Anzahl Befragter nach Projekten
„Generation A“	79-91 Jahre Partner bereits verstorben Kinder schon ausgezogen und können/wollen Elternteil nicht bei sich aufnehmen	3	1 B.R.O.T.-Hernals 1 B.R.O.T.-Kalksburg 1 soziale Organisation
„Generation B“	54-78 Jahre Paare oder Alleinstehende Kinder bereits ausgezogen	4	2 B.R.O.T.-Hernals 1 Les Palétuviers 1 Naturhof Pramtal
„Generation C“	35-40 Jahre bzw. 65 Jahre <sup>87</sup> in Partnerschaft oder allein lebend Kind/er im Grundschulalter	4	1 B.R.O.T.-Hernals 2 B.R.O.T.-Kalksburg 1 soziale Organisation
Gesamt		<b>11</b>	

Tabelle 3: Einteilung der „Generationen“ nach ihren Merkmalen und Anzahl der Befragten<sup>88</sup>

Tabelle 3 zeigt, dass auf Ausgewogenheit in der Verteilung der „Generationen“ geachtet wurde. Die Merkmale beziehen sich auf die befragten Personen, daher ist nicht jedes Alter vertreten. Die Jahresangaben sind so zu verstehen, dass sie jeweils die jüngste und älteste befragte Person einer, in eine „Generation“ gefasste, Gruppe darstellen. Die „Generation C“ mit dem 65jährigen Vater ist ein gutes Beispiel dafür, dass für die Zusammengehörigkeit einer Generation nicht allein das Alter einer Person entscheidend ist. Für die Alterskategorie von 20-34 Jahren und ohne Kinder, wurden keine InterviewpartnerInnen gefunden. In der Abbildung Nr. 2: *„Altersstruktur der BewohnerInnen betrachteter Projekte“* ist zu erkennen, dass diese Gruppe in den Projekten nicht sehr stark vertreten ist, da-

<sup>87</sup> Diese Person fällt in diese Kategorie, weil dessen Merkmale eher als Einfluss auf die Antworten empfunden wurde, als das Alter und die soeben erfolgte Pensionierung.

<sup>88</sup> Eigene Darstellung.

her leidet die Aussagefähigkeit nicht unter dessen Fehlen. Es macht aber die Motivation der Menschen, die hinter der Wahl dieser Wohn- und Lebensform steckt, umso interessanter. Schließlich sprechen diese Projekte offenbar eher bestimmte Gruppen von Menschen an. Schließlich ist noch die Anzahl der VertreterInnen der einzelnen Projekte angeführt, um einen Rückschluss der Ergebnisse auf die Projektform zu erleichtern. Da die Projekte teilweise nur eine geringe Personenanzahl aufweisen, ist die Zuweisung der Aussagen zu den Projekten in den Interpretationen eher vage, um die Anonymität der Befragten zu wahren.

Bei den zwei befragten ExpertInnen, die sich mit dem Thema bereits seit Jahren beschäftigen, handelt es sich um Helmuth Schattovits und Barbara Strauch. Als politische Expertin wurde Doris Eisenriegler befragt. In der Folge werden diese drei Personen kurz vorgestellt und warum ihre Ausführungen für dieses Thema relevant erscheinen. Im weiteren Textverlauf sind teilweise diese ExpertInnenansichten durch die Erwähnung des jeweiligen Namens im Text oder durch eine Fußnote bei einem Zitat ersichtlich gemacht.

### **Helmuth Schattovits**

Schattovits ist ehemaliger Geschäftsführer des österreichischen Institutes für Familienforschung sowie Initiator, Sprecher und Bewohner der „B.R.O.T.-Gemeinschaften“. Die Motivation von Schattovits, sich mit dem Thema zu beschäftigen war der Versuch eine Antwort zu finden auf die Herausforderungen des gesellschaftlichen Wandels und das schon seit den 1970er Jahren. In dieser Zeit arbeitete er an einer Studie. Deren Ergebnisse waren: Durch die Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Teilbereiche und die Individualisierung der Lebensformen, sind aus Familiensicht die Haushalte als Gruppe immer kleiner geworden. Es kommt zu verschiedenen Ausprägungen von Überforderungserscheinungen dieser kleinen Einheiten. Das betrifft ältere Menschen wie Jugendliche und kommt bspw. in Form von Vereinsamung zum Ausdruck. Im Hinblick auf diese Tendenzen wurden von ihm Überlegungen angestellt, was geändert werden könnte und sollte.<sup>89</sup>

Er kam bisher auf den Schluss, einerseits dass die oft angeprangerte Bürokratisierung nur durch die Selbstorganisation gelöst werden kann. Nur so ist Individualität möglich und Verallgemeinerung der Menschen verhindert. Wenn der Staat sehr viele Aufgaben für das Wohlergehen der Menschen übernimmt, werden diese zwangsläufig bürokratisiert, weil der Staat nur nach dem Legalitätsprinzip handeln kann. Auf der anderen Seite ist das Familiennetzwerk horizontal immer kleiner und kann daher nicht mehr dieselbe Sicherheit bieten wie früher. Der Mensch ist in dem Sinn ein soziales Wesen, daher stellt sich für

---

<sup>89</sup> vgl. Helmuth Schattovits, Interview am 14.02.2011.



Schattovits die Frage: „Gibt es genügend Menschen, die schon so weit sind zu sagen, das DU und das WIR gehören eigentlich zum ICH, das ICH allein genügt nicht...?“<sup>90</sup>

Aufgrund seiner persönlichen Antworten auf die Herausforderungen des gesellschaftlichen Wandels im Bereich der Familie wurde nach diesen gefragt, weil er sich offensichtlich schon sehr lange mit diesem Thema beschäftigt und, nach eigenen Angaben, selbst in einer für ihn passenden „Lösung“ dieser Probleme wohnt und lebt.<sup>91</sup>

### **Barbara Strauch**

Im Bereich der Gemeinschaftsbildung und –pflege wurden die Antworten von Barbara Strauch, Mitbegründerin des ersten Vereines für Gemeinschaftsbildung in OÖ und diplomierte Sozialarbeiterin, herangezogen. Sie beschäftigt sich schon jahrelang mit den Themen rund um die Bildung und Bedeutung von Gemeinschaften. Unter anderem geht ihr Forschungsansatz sehr stark in die Richtung der Gemeinschaften indigener Völker, die ihrer Ansicht nach ein sehr gutes Beispiel für funktionierende und tragfähige Gemeinschaften bilden. Beeinflusst wurde ihre eigene Meinungsbildung von AutorInnen wie Manitonquat Medicine Story und Sobonfu Somé, die bereits weltweit Seminare und Vorträge zu dem Thema Gemeinschaft halten.<sup>92</sup>

Der Kontakt zu Strauch wurde aufgrund ihrer Tätigkeit als Sprecherin des Vereines „Leben in Gemeinschaft“ und ihrer Tätigkeit als Begleiterin und Coach von Projekten, die ein Wohnen und Leben in Gemeinschaft betreffen. Daher kann sie aus einer Vielzahl praktischer Erfahrungen schöpfen, die wiederum für diese Arbeit die Überleitung von den theoretischen Grundlagen zum Praxisbezug ermöglichen.

### **Doris Eisenriegler**

Schließlich ist die Betrachtung aus politischer Sicht durch die Befragung von Doris Eisenriegler, Sprecherin der Initiative „50plus“<sup>93</sup> der Grünen OÖ, ergänzt. Einerseits soll damit die Frage geklärt werden, welchen Standpunkt die Politik zu diesem Thema hat. Andererseits wurde die persönliche Meinung einer aktiven Unterstützerin dieses Themas erfragt. Im Zuge der Initiative „50plus“ wurde bereits eine Plattform geschaffen, auf der Menschen, die sich für Projekte eines gemeinschaftlichen Wohnens interessieren, gleichgesinnte Personen über Inserate finden können. Wesentlich war bei diesem Interview, dass

---

<sup>90</sup> Helmuth Schattovits, Interview am 14.02.2011.

<sup>91</sup> vgl. Helmuth Schattovits, Interview am 14.02.2011.

<sup>92</sup> vgl. Barbara Strauch, Interview am 07.02.2011.

<sup>93</sup> Die Grünen OÖ (2011).

herausgefunden werden wollte, inwiefern die Politik ein „aktiv-werden“ der BürgerInnen in Bezug auf den selbstverantwortlichen und eigenständigen Aufbau von gemeinschaftlichen Wohnformen, insbesondere jene, die unter das MGW fallen, unterstützt. Es sollte ein Stimmungsbild eingefangen werden, welches Interesse der Staat an der Förderung dieser Wohn- und Lebensform haben könnte oder sollte. Schließlich sind die Fördermöglichkeiten, gerade im Bereich des Wohnbaus, eine beachtenswerte Quelle der Finanzierung solcher Projekte.<sup>94</sup>

### **3.5. Wichtigste Ergebnisse und Interpretation der erhobenen Informationen**

Wie schon erwähnt, dient die Zusammenfassung der Transkripte als erster Schritt der Auswertung der Ergebnisse, als Basis für die Interpretation der Ergebnisse. Direkte Zitate aus den Interviews sind in einer Fußnote mit der entsprechenden „Generation“ (wie in obenstehender Tabelle definiert) und dem jeweiligen Projekt, in dem die/der BewohnerIn lebt, versehen.

Zuerst wird dargestellt, welche Alterskategorien vorwiegend in den betrachteten Projekten vertreten sind und welche Ausbildungen die BewohnerInnen haben. Gleichzeitig wird auf die möglichen Gründe für diese Zusammensetzung kurz eingegangen. Passend dazu werden als Nächstes die Motive für einen Einzug in ein MGW und die Erwartungen, die mit einem Einzug verbunden sind sowie deren Erfüllung erläutert. Anschließend wird auf das gemeinschaftliche Wohnen und Leben, also der Gemeinschaftsbildung und der Übernahme von Verantwortung füreinander, als Merkmal von Gemeinschaft, eingegangen. Dann werden Austauschbeziehungen dargestellt, die von den Befragten genannt wurden. Zur Abrundung werden die Vorteile für die BewohnerInnen im MGW sowie die Nachteile und Herausforderungen durch diese Wohn- und Lebensform zusammengefasst. Dann wird auf mögliche Gründe für den Auszug von Gemeinschaftsmitgliedern und das Scheitern eines Projektes eingegangen sowie die Gelingensfaktoren der betrachteten Projekte erläutert. Zuletzt wird noch die persönliche Definition der BewohnerInnen für ihre Wohn- und Lebensform wiedergegeben.

---

<sup>94</sup> vgl. Doris Eisenriegler, Interview am 18.02.2011.

### 3.5.1. Struktur der BewohnerInnen: Zusammensetzung und genannte Gründe dafür

Zuerst werden Daten über Alters- und Ausbildungsniveau der BewohnerInnen der betrachteten Projekte aufgezeigt. Dann wird näher auf die Gründe für eine derartige Zusammenstellung eingegangen, die nach Ansicht der befragten BewohnerInnen vorliegen. Die Daten für die folgenden Abbildungen wurden über AnsprechpartnerInnen in den Projekten ermittelt. Das Projekt das von einer sozialen Organisation verwaltet wird, ist dabei ausgenommen, da der (freiwillige) Zusammenschluss fehlt.

Kinder bis 20 Jahren sind jeweils ausgenommen bei den folgenden Darstellungen, weil die eigene Entscheidung für diese Wohnform fehlt, solange sie in den Wohnungen der Eltern verbleiben und nicht eine eigene Wohneinheit in der Gemeinschaft haben. Ab 21 Jahren wird angenommen, der Verbleib ist tatsächlich freiwillig, auch wenn noch bei den Eltern gewohnt wird.

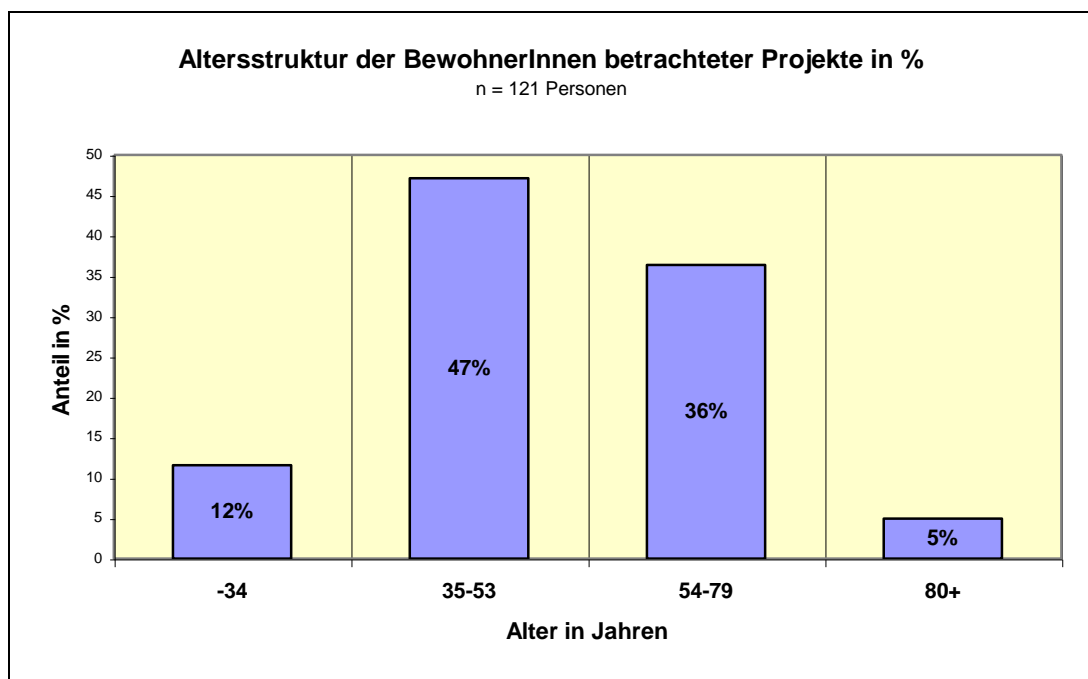


Abbildung 3: Altersstruktur der BewohnerInnen betrachteter Projekte in %<sup>95</sup>

Abbildung 3 zeigt, dass die Daten der BewohnerInnen ein einheitliches Bild entstehen lassen, was den Projekten gemein ist. Vom Alter her liegen 47% der BewohnerInnen zwischen 35 und 53 Jahren. Mehr als ein Drittel der BewohnerInnen ist 54 bis 79 Jahre alt. Ist der relativ geringe Anteil der über 80jährigen noch zu verstehen, fällt auf, dass auch nur ein geringer Anteil an Personen bis 34 Jahren vorzufinden ist.

<sup>95</sup> Eigene Darstellung.

Auch die höchste abgeschlossene Ausbildung der BewohnerInnen lässt eine Tendenz erkennen, was in folgender Abbildung verdeutlicht werden soll.

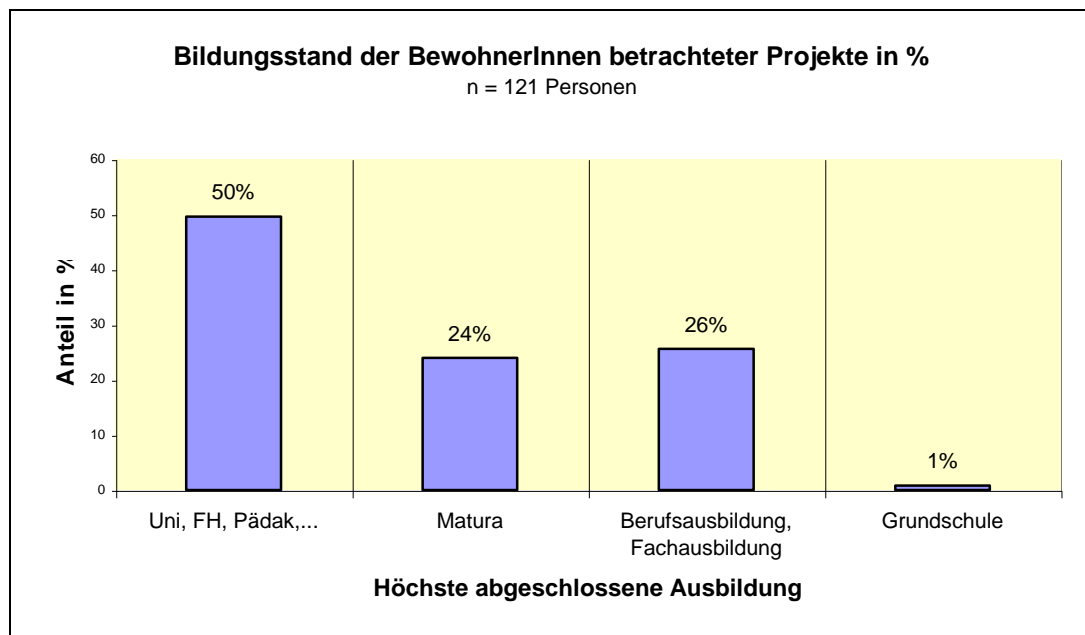


Abbildung 4: Bildungsstand der BewohnerInnen betrachteter Projekte in %<sup>96</sup>

Abbildung 4 stellt dar, dass allgemein von einem Bildungsstand ab Maturaniveau gesprochen werden kann. Es ist ein erheblicher AkademikerInnen-Anteil von 50 % zu finden. Ein Viertel kann eine Berufs- bzw. Fachausbildung vorweisen, die etwa einem Maturaniveau entspricht, also eine Lehre oder Ausbildung in einer Erwachsenenbildungseinrichtung. Die Ausbildungen fallen vor allem in den pädagogischen Bereich sowie in den sozialen und Therapiebereich.

Zudem befinden sich alle BewohnerInnen in der breiten mittleren Einkommensschicht, nach eigenen Angaben. Ausgenommen davon sind die Wohnungen in den B.R.O.T.-Häusern in Wien, die für soziale Belange der Stadt Wien reserviert sind (*siehe 3.3.2. Verband Gemeinschaft B.R.O.T.: Hernals und Kalksburg*).

Die BewohnerInnen empfinden diese Wohnform weder für die untere noch für die obere soziale Schicht als sehr attraktiv. Die untere Schicht wird als zu wenig gebildet erachtet, um sich mit derartigen Themen auseinanderzusetzen. Der oberen Schicht wird unterstellt, sich soziale Leistungen zukaufen zu können und nicht auf leistbares Wohnen achten zu müssen. Die Autorin ist der Annahme, dass die sozialen Schichten von den antwortgebenden BewohnerInnen wohl nur auf das Einkommen bezogen definiert wurden. Der erhebliche AkademikerInnen-Anteil zeigt ja, dass sich durchaus die gebildete Schicht für

<sup>96</sup> Eigene Darstellung.

diese Wohn- und Lebensform zu entscheiden scheint und Bildung sowie der dadurch erlangte soziale Status, ebenfalls als Merkmal für die Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht zu werten ist.

Nach Auffassung der Autorin ergibt sich die Zusammensetzung der Altersgruppen aus den Motiven für einen Einzug und den Erwartungen, die an diese Wohn- und Lebensform gestellt werden. Daher werden diese zwei Punkte im nächsten Abschnitt behandelt, um daraus eine Schlussfolgerung der Gründe für die Zusammensetzung ableiten zu können.

### **3.5.2. Motive der Personen für die Wahl dieser Wohn- und Lebensform und die Erfüllung ihrer Erwartungen**

Allen befragten BewohnerInnen ist ein gewisser Zufallsaspekt gemein, wie sie zu dieser Wohn- und Lebensform kamen. Dennoch hatten sie alle die Vorstellung (bis auf die BewohnerInnen der „Sozialen Organisation“) einer gemeinschaftlichen Wohnform, wo die Nachbarn sich gut kennen, sich gegenseitig helfen und der verspürten Einsamkeit entfliehen werden kann. Eher zufällig, über Zeitungsannoncen, Mundpropaganda und Plattformen, fanden die befragten Personen schließlich zu ihrer jetzigen Wohnsituation.

Für die älteste „Generation A“, drei betagte Frauen, war die Erhaltung eines eigenen und eigenständig geführten Wohnbereiches, wesentlich bei der Entscheidung für den Einzug in ein solches Projekt. Für zwei der befragten Frauen war auch die katholisch motivierte Gemeinschaft der B.R.O.T.-Projekte in Wien ein wesentlicher Entscheidungsfaktor für den Einzug. Außerdem wollten sie der zunehmenden Vereinsamung, durch das Versterben des Ehepartners und der räumlichen Entfernung der eigenen Kinder, entgehen. Die Gemeinschaft sollte die Lösung sein für zunehmende physische und psychische Beschwerden im Alter. Einerseits sollte dies durch den Erhalt der Eigenständigkeit, mit Hilfe eines tragenden sozialen Netzes innerhalb der Gemeinschaft, erreicht werden. Auf der anderen Seite sollte der Gesundheitszustand durch die Anforderungen, in der Gemeinschaft aktiv zu sein, verbessert werden.

Für die zwei BewohnerInnen der B.R.O.T.-Häuser erfüllten sich diese Erwartungen schließlich, was von einer Dame mit folgendem Satz unterstrichen wurde:

„Seit ich hier bin, geht's mir jeden Tag besser.“<sup>97</sup>

---

<sup>97</sup> Generation A, Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg.

Die dritte Dame zog ihrem Verständnis nach in das betreute Wohnen einer sozialen Organisation ein und hatte daher weniger die Erwartung in einer Gemeinschaft aus verschiedenaltigen Menschen eingebettet zu leben, da dies vom Konzept her zwar vorgesehen war, jedoch nicht so kommuniziert worden war. Ihre Erwartung dahingehend, möglichst eigenständig zu leben, erfüllte sich allerdings.

Für die „Generation B“ waren vorwiegend soziale Aspekte entscheidend für die Wahl dieser Wohnform. Für die befragten InitiatorInnen, welche sich in dieser Generation finden, war die Motivation, ihre eigenen Ideen auch leben zu können.

Für die vier befragten Personen der „Generation C“ war ausschlaggebend, dass ihre Kinder ein (Er-)Lebensumfeld in dieser Wohnform vorfinden können, das sich positiv auf ihre Entwicklung, in sozialer und physischer Hinsicht, auswirkt. Die Entscheidung für ein altersgemischtes Wohnen kam daher, weil vom Generationenlernen profitiert werden wollte. Menschen in verschiedenen Lebensphasen sind dort zu erwarten, von denen nicht nur die Kinder lernen konnten und zudem eine optimale Anzahl an potentiellen Bezugspersonen vorhanden ist. Auch drei der Befragten erwarteten sich, ein soziales Netz im direkten Wohnumfeld aufbauen zu können und so der Anonymität eines städtischen Gebiets entfliehen zu können. Eine Mutter, die vom Einfamilienhaus in der Vorstadt in die „Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg“ umgesiedelt war, stellte für sich fest:

„Anonymität hat so etwas unangenehm Fremdes.“<sup>98</sup>

Von keiner befragten Person wurden Erwartungen hinsichtlich der Umsetzung visionärer Gedanken durch diese Wohn- und Lebensform gestellt. Vielmehr wurde ein realistisches Denken und Handeln, mit teils pragmatischen Entscheidungen, erwartet, um eine Entlastung aller BewohnerInnen damit zu ermöglichen. Eine Person äußerte sich dahingehend, dass die jahrelang bestehenden Erwartungen an gemeinschaftliche Wohnformen, mit großem Raum für Individualität und somit abseits von beengten „1970er-Kommunen“<sup>99</sup> ohne Privatsphäre, mit dem Einzug in die Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg erfüllt worden waren. Es sollte eine Ausgewogenheit zwischen Zusammenhalt, Gemeinschaft und Rückzugsmöglichkeit gegeben sein.

Bei der Analyse der Interviews stellte sich für die Autorin heraus, dass die Bereitschaft eine solche Wohn- und Lebensform zu wählen enorm steigt, wenn eine eigene Familie gegründet wird oder mit dem Alter das Angewiesensein auf Unterstützung steigt bzw. auch die Gefahr der Vereinsamung. Ab diesem Zeitpunkt sind die Menschen verstärkt auf das soziale Netz und dessen Unterstützung angewiesen und wollen ihre Kinder in einer

---

<sup>98</sup> Generation C, Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg.

<sup>99</sup> Generation C, Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg.

gut behüteten Umgebung aufgehoben wissen. Dabei ist der Austausch der Generationen untereinander nicht auf Kinder, nicht auf Erwachsene und nicht auf die übernächste Generation beschränkt. Jede Generation findet für sich die Grundlagen für die Wahl dieser Wohn- und Lebensform und keine wählt uneigennützig.

### **3.5.3. Wohnen und Leben in Gemeinschaft – Gemeinschaftsbildung und Übernahme von Verantwortung für die Gemeinschaft**

Durch das Zusammenleben erwarten sich die BewohnerInnen eine wesentliche Erleichterung des Alltags. Allerdings sind bei näherer Betrachtung einige Projekte dabei, die relativ viel Gemeinschaftsarbeit vorsehen (die „B.R.O.T.-Projekte“ und der „Naturhof Pramtal“), was wiederum sehr viel Zeit in Anspruch nehmen kann. Sich darauf einzulassen muss dem jeweiligen Charakter und der Lebenseinstellung der Menschen entsprechen. Selbst wenn Währungen eingeführt werden für die geleisteten Tätigkeiten, für die Gemeinschaft und untereinander, wie in der Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg, besteht nicht die Selbstverständlichkeit, dass dies auch alle Gemeinschaftsmitglieder als gerecht empfinden. In einem Interview wurde von einer Überbewertung der Währungen klar Abstand genommen und deren Bedeutung für das Zusammenleben kommentiert mit dem Satz:

„Man will ja hier leben miteinander und sich nicht ständig anfliegen wegen der Arbeit.“<sup>100</sup>

Ein tragfähiges Zusammenleben in Gemeinschaft braucht aber ein gewisses Maß an Vertrauen untereinander, dass keines der Mitglieder nur Nutzen aus der Gemeinschaft zieht und sich selbst aus der Verantwortung für die Gemeinschaft nimmt. Dafür braucht es eine Bewusstseinsbildung, sich als Einheit in einer Gemeinschaft zu sehen. In diesem Kapitel ist das Projekt, das von einer sozialen Organisation verwaltet wird ausgenommen, da es zu keiner offensichtlichen Gemeinschaftsbildung gekommen ist. Für die restlichen vier Projekte sind die folgenden Ausführungen aber zutreffend. Ein Zitat soll als Einführung dienen:

„Nachbarschaft ist hier mehr als nur nebeneinander wohnen, sondern miteinander leben.“<sup>101</sup>

Um miteinander leben zu können, braucht es eine gute Kommunikation unter den Gemeinschaftsmitgliedern, damit die eigenen Bedürfnisse geäußert werden können. Nur so können diese in der Folge auch erfüllt werden durch die Gemeinschaft und ein zufriedenstellendes Wohnen und Leben für die Gemeinschaftsmitglieder erreicht werden. Zeichen einer gelungenen Gemeinschaft seien schon, wenn dessen Mitglieder ihre Bedürfnisse äußern können oder das Vertrauen vorhanden ist, auch unangenehme Themen innerhalb der Gemeinschaft anzusprechen.

---

<sup>100</sup> Generation C, Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg.

<sup>101</sup> Generation C, Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg.

Dazu benötigen die Menschen die Gewissheit, in den Prozessen, die sie selbst betreffen, auch mitbestimmen zu können, also in der Selbstverantwortung zu stehen. Dazu meint Schattovits:

„Ein essentieller Bestandteil damit Gemeinschaft entstehen kann, ist die Eigenverantwortung.“<sup>102</sup>

Er ist der Meinung, sobald die Entscheidungskraft bspw. an eine Wohnungsgenossenschaft delegiert wird, nimmt sich der Mensch selbst aus der Verantwortung und hat das Gefühl, nichts mehr mit der vorbestimmten Situation zu tun zu haben. Als Beispiel nennt er neu errichtete Wohnbauten in Wien, die Gemeinschaftsräume eingerichtet haben, diese jedoch nicht in ihrem Sinne genutzt werden. Er ist auch der Überzeugung, dass diese Räumlichkeiten genutzt werden würden, würden sie von den BewohnerInnen selbst gestaltet werden dürfen. Er unterstreicht das mit dem Satz:

„Gemeinschaft wird nicht von allein.“<sup>103</sup>

Ein Weg, Gemeinschaft zu entwickeln, ist die Zusammenarbeit während der Entwicklung und dem Aufbau eines Projektes. Dieser Ansicht ist auch Barbara Strauch. Sie ist sogar der Meinung, Gemeinschaft kann in jedem Wohnbau funktionieren, wo es Menschen gibt, die daran Interesse haben. 2003 hat sie mit der Einreichung eines Konzeptes den „Grün-Preis“ gewonnen, mit dem Ideen prämiert werden, die Oberösterreich ökologischer, sozialer, moderner und weltoffener machen.<sup>104</sup> Das eingereichte Konzept beinhaltete die Idee, innerhalb eines Wohnblockes den BewohnerInnen eine Grünfläche zur eigenständigen, gemeinschaftlichen Bewirtschaftung zu überlassen. So sollten die Menschen durch eine Nutzungsgemeinschaft die Basis erhalten, zu einer Gemeinschaft zu werden, da durch die Begegnung und aktive Auseinandersetzung miteinander, die Bedürfnisse der anderen BewohnerInnen erkannt und vermittelt werden. Doris Eisenriegler meint zu dem Thema:

„Wohnen ist viel zu essentiell, als dass nicht jeder seine Bedürfnisse äußern würde.“<sup>105</sup>

Es kann nach ihrem Verständnis gar nicht sein, dass erwachsene Menschen nicht fähig sind, ihre Bedürfnisse in Bezug auf ihr Wohnumfeld zu äußern. Daher ist sie der Überzeugung:

„Wenn die Kommunikation besteht und man den Anspruch hat, dann gibt es auch eine Lösung.“<sup>106</sup>

Die Autorin interpretiert das so, dass für ein funktionierendes Projekt gemeinschaftlichen Wohnens keine tatsächliche (Arbeits-)Gemeinschaft vorliegen muss, sondern eine gute Kommunikationsbasis dafür ausreichend erscheint. Nach den Ausführungen von Schatto-

---

<sup>102</sup> Helmuth Schattovits, Interview am 14.02.2011.

<sup>103</sup> Helmuth Schattovits, Interview am 14.02.2011.

<sup>104</sup> vgl. Grüne OÖ (2011).

<sup>105</sup> Doris Eisenriegler, Interview am 18.02.2011.

<sup>106</sup> Doris Eisenriegler, Interview am 18.02.2011.



vits und Strauch sei allerdings diese Basis über gemeinsam zu verrichtende Tätigkeiten leichter zu schaffen, als nur über den Wunsch in eine (Haus-)Gemeinschaft eingebettet zu leben. Die Ausführungen jener BewohnerInnen, die in Projekte eingezogen sind, wo eine Gemeinschaft bereits vorhanden war, verstärken diese Ansicht, was folgendes Zitat deutlich machen soll:

„Nach zwei Monaten hatten alle das Gefühl, schon ewig beisammen zu sein.“<sup>107</sup>

Durch die Übernahme von Aufgaben in der Gemeinschaft konnte offenbar eine rasche Integration stattfinden. Zusätzlich half die relativ offene bzw. tolerante Haltung der Gemeinschaft, der sich alle Mitglieder verschrieben hatten, sowie die „Begegnung in grundsätzlichem Wohlwollen“<sup>108</sup>. Diese Grundhaltungen der Gemeinschaftsmitglieder machen es scheinbar möglich, eine Gemeinschaft zu sein, auch wenn nicht alle eine tiefe Sympathie füreinander empfinden. Eine Bewohnerin der „Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg“ meinte, der Anspruch, dass sich alle Mitglieder nur in tiefer Freundschaft begegnen können, wäre eine klare Überforderung der Gemeinschaft. Es wurde wiederum die realistische Sicht eines gemeinsamen Wohnens und Lebens angesprochen, fern eines konfliktfreien Lebens. Wobei Konflikte als durchaus förderlich empfunden werden für die positive Entwicklung (in) einer Gemeinschaft. Es komme nur auf die Art der Austragung an, welche Konsequenzen sich schließlich daraus ergeben.

Die Menschen übernehmen also laut Schattovits und Strauch die Verantwortung füreinander und haben den Anspruch gut miteinander zu leben, weil sie sich kennen. Bei Eintritt in eine Gemeinschaft stimmt jedes Mitglied den Grundwerten des Zusammenlebens der jeweiligen Gemeinschaft zu und entwickelt so die Verantwortung gegenüber den anderen Mitgliedern sowie auch gegenüber sich selbst, indem die BewohnerInnen sich durch das Achten aufeinander und die gegenseitige Unterstützung im Alltag nicht überfordern. Denn Überforderung, so interpretiert die Autorin das, schafft Unzufriedenheit und Unzufriedenheit ergibt sich aus mangelnder Bedürfnisbefriedigung, was wiederum heißt, dass die Bedürfnisse nicht kommuniziert wurden oder die bestehende Lebenssituation nicht die passende für die jeweiligen Ansprüche einer Person ist. So gibt es laut Schattovits durchaus einen Anteil von bis zu 20% Individualisten unter den Menschen, die nicht an einer Gemeinschaft interessiert sind, was von der anderen Seite betrachtet ein Potential von etwa 80% der Menschen ergibt, die sich sehr wohl in der richtigen Konstellation von Gemeinschaft fühlen würden. Die Autorin sieht darin einerseits ein Potential, dass ein Großteil der Menschen Interesse an MGW haben könnten. Auf der anderen Seite bleibt aber dahingestellt, in welcher Form diese Gemeinschaft tatsächlich bestehen soll. Im De-

---

<sup>107</sup> Generation C, Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg.

<sup>108</sup> Generation B, Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals.

initionsbereich des MGW liegen aber unterschiedlich intensive Formen einer Gemeinschaft, wodurch wieder eine Wahlmöglichkeit in dieser Hinsicht besteht. So wird bspw. die Gemeinschaft in „Hernals“ viel intensiver erlebt, als im „Les Palétuviers“, da in „Hernals“ gegenseitige Leistungen vermehrt erbracht werden bzw. Aufgaben im Dienste der Gemeinschaft sogar vorgesehen und vereinbart sind. Was aber nun tatsächlich für Leistungen in den betrachteten Projekten erbracht werden, darüber soll der nächste Punkt Aufschluss geben.

#### **3.5.4. Austauschbeziehungen der BewohnerInnen betrachteter Projekte – Beispiele**

In einem gut funktionierenden Netzwerk von Haushalten gibt es gegenseitige Hilfeleistungen, die im Austausch erbracht werden. Das bedeutet für diese Menschen, eine Person kann sich im Bedarfsfall Unterstützung aus dem nahen räumlichen Umfeld erwarten. Dazu ist es laut Schattovits nötig, seine eigenen Bedürfnisse auch zu kommunizieren sowie Hilfe annehmen zu können. Die Austauschleistungen, die in den betrachteten Projekten tatsächlich erbracht werden, sind in der Folge zusammengefasst nach der Generation (wie vorne beschrieben) dargestellt. Grundsätzlich sei angemerkt, dass die höchste Zahl an Austauschleistungen in den „B.R.O.T.-Gemeinschaften“ „Hernals“ und „Kalksburg“ und im „Naturhof Pramtal“ vorliegt. Die anderen beiden Projekte haben kaum Austauschbeziehungen. Am Geringsten ist das Vorkommen von privaten Austauschbeziehungen zwischen den BewohnerInnen in dem Projekt, das von einer sozialen Organisation verwaltet wird. Wenn Hilfe benötigt wird, wird sie von der Organisation erbracht. Selbst der Garten wird durch ein anderes Unternehmen betreut, um den BewohnerInnen diesen Aufwand zu ersparen. Werden an dieser Stelle die Ausführungen von Barbara Strauch zur Gemeinschaftsbildung herangezogen (siehe 3.5.3. *Wohnen und Leben in Gemeinschaft – Gemeinschaftsbildung und Übernahme von Verantwortung für die Gemeinschaft*), ist es für die Autorin kaum verwunderlich, dass dieses Projekt, im Sinne des Aufbaus einer Gemeinschaft, als gescheitert betrachtet werden kann.

Einen Überblick über die genannten Leistungen, die im Austausch erfolgen, in die „Generationen“ eingeteilt, gibt folgende Tabelle, wobei die Zahl in der Spalte der jeweiligen Generation die Anzahl der Personen angibt, welche die betreffende Austauschleistung genannt haben. Insgesamt konnte die Autorin von acht Befragten die genannten Beispiele für diese Auswertung verwenden.

<b>Austauschbeziehung (Nennung gesamt)</b>	<b>Generation A</b>	<b>Generation B</b>	<b>Generation C</b>
Zuwendung: reden, zuhören, gemeinsam sein,... (7)	1	3	3
Unterstützung im Haushalt: kochen, bügeln,... (7)	2	3	2
Wissen teilen: Tips geben, Schulen,... (6)	1	3	2
Kinderbetreuung	-	3	3
Dinge teilen: Lebensmittel, Werkzeug,... (5)	-	3	2
CarSharing, jemanden mitnehmen (5)	-	3	2
Besorgungen: Post, Einkaufen, ... (5)	-	3	2
haustechnische Dinge erledigen: Kasten aufstellen, Glühbirne wechseln, Gartenarbeit,... (4)	-	2	2
Pflege bei Krankheit: Augentropfen geben, ... (4)	-	2	2
gemeinsame Verwaltung	-	2	1
Gemeinschaftsaktivitäten organisieren: Kino gehen, basteln,... (3)	-	1	2
Beten (2)	1	1	-
gemeinsames Halten eines Haustieres (1)	-	-	1

Tabelle 4: Genannte Austauschbeziehungen in Generationen eingeteilt<sup>109</sup>

Die Tabelle 4 zeigt in Kategorien eingeteilte Austauschbeziehungen, die Leistungen beinhalten, die entweder empfangen oder gegeben werden. Interessant dabei ist, welche und wie viele einer „Generation“ eine Leistung angesprochen haben. Offenbar für alle drei

<sup>109</sup> Eigene Darstellung.

„Generationen“ wichtig, weil genannt, ist gegenseitige Zuwendung, Unterstützung im Haushalt und das Teilen von Wissen und Know-how. Ein wichtiger Aspekt scheint auch die Kinderbetreuung zu sein sowie das Teilen von materiellen Dingen, wie dem Auto oder Lebensmitteln. Es lässt sich daraus jedoch nicht ableiten, wer welche Austauschleistungen erbringt bzw. empfängt, da lediglich nach Beispielen von Austauschleistungen, die im Projekt erfolgen, gefragt wurde. Da allerdings auch Aussagen kamen, wie „was sich halt so ergibt im Alltag ... das passiert spontan ... da fällt mir jetzt gar nichts ein, das ist schon so selbstverständlich“ können die schließlich genannten Leistungen, auf denen eine Austauschbeziehung basiert, als häufig, wichtig oder vielleicht auch nur wünschenswert oder naheliegend interpretiert werden. Von jenen acht Personen, die geantwortet haben, haben immerhin sechs spontan Leistungen aufzählen können, von denen die meisten von den Personen selbst erbracht werden. Nur nach konkreter Nachfrage kamen eher zögernd auch jene, die empfangen werden, vor allem in den „Generationen“ „A“ und „B“. Abschließend zu den Austauschbeziehungen folgendes Statement einer betagten Dame, das eine positive Wirkung auch auf die „gebende Seite“, nicht nur die „empfangende“, einer Leistung unterstreicht:

„Es beruhigt mich, dass ich was Gutes tun kann.“<sup>110</sup>

### **3.5.5. Vorteile für die BewohnerInnen durch das MGW**

Einleitend für diesen Punkt folgt ein Zitat einer Bewohnerin, das die Antwort auf die Frage nach ihrer Einschätzung für die Zukunft dieser Wohn- und Lebensform war:

„Man muss die Chancen von dem Haus erkennen.“<sup>111</sup>

Eine Veränderung passiert immer dann, wenn eine Anpassung nötig wird. Eine Anpassung impliziert auch, dass sich dadurch positive Auswirkungen ergeben. Nachfolgend sind diese positiven Auswirkungen, also die Vorteile bzw. die Chancen, des Wohnens und Lebens im MGW für die BewohnerInnen, angeführt. Für die Ausbreitung und Akzeptanz des MGW sowie dessen zukünftiger Entwicklung sind diese Vorteile von wesentlicher Bedeutung, um prüfen zu können, ob es tatsächlich eine Entlastung für manche Herausforderungen in der Gesellschaft darstellt.

#### **Personen- und Rollenvielfalt – Entlastung der/des Einzelnen**

Der emotionale Druck, der bspw. auf der Kleinfamilie oder auf Alleinstehenden lastet, entsteht dadurch, dass die Anzahl der Bezugs- und Ansprechpersonen im nahen räumlichen Umfeld sehr gering ist. Dieser Druck wird in einem funktionierenden MGW genommen,

---

<sup>110</sup> Generation A, Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg.

<sup>111</sup> Generation C, Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg.

weil die Möglichkeit besteht, viele Kontakte zu knüpfen und aus einer Vielfalt an Personen und deren Rollen zu schöpfen, um die jeweiligen Bedürfnisse gedeckt zu bekommen. Strauch meint zu dem Thema, dass bspw. Kinder eine optimale Anzahl von mindestens fünf Bezugspersonen haben sollen, damit sie gestärkt heranwachsen können. Außerdem sei es vor allem für Alleinerziehende sehr wichtig, den Kontakt mit anderen erwachsenen Personen zu haben, um nicht die Kinder als Erwachsenenersatz zu be- (bzw. miss-) handeln. Dies treffe auch auf Mütter zu, deren Lebenspartner selten zu Hause sei. Genau das war auch der Grund für eine der befragten Bewohnerinnen, die sich tatsächlich im Einfamilienhaus einsam gefühlt hatte mit ihren zwei Kindern und meist allein ist, weil ihr Mann sehr viel auf Geschäftsreise ist.

Neben Bezugsperson und GesprächspartnerIn kann ein/e andere/r BewohnerIn auch als Vermittlungsposition in Konfliktfällen herangezogen werden. Dadurch können eventuelle Missverständnisse rasch aufgeklärt und Eskalationen vermieden werden. Nebenbei werden Konflikte als durchaus positiv für eine Gemeinschaft erachtet. So können die Menschen lernen, dass es auch andere Bedürfnisse und Ansichten als die eigenen gibt. Strauch meint sogar:

„Jede Bewältigung eines Konflikts bringt die Menschen näher zueinander.“<sup>112</sup>

Darüber hinaus kann die Gemeinschaft durch diese Vielfalt an Personen und deren Wissen und Erfahrungen einen Nutzen in der Organisation der Gemeinschaft ziehen und sich evt. einen Zukauf von Leistungen ersparen. Dies wurde von einer befragten Person folgendermaßen zusammengefasst:

„Jeder kann was, jeder weiß was und das wird auch eingebracht.“<sup>113</sup>

Diese Aufteilung von Aufgaben, entsprechend den jeweiligen Kompetenzen, entlastet somit auch die/den Einzelne/n. Es muss nicht jede Person alles machen und kann sich trotzdem bspw. an einem gepflegten Garten erfreuen oder den Apfelstrudel genießen, ohne selbst direkt an der Erstellung beteiligt gewesen zu sein. So kann jedes Mitglied der Gemeinschaft seine individuellen Stärken einbringen und diese dadurch weiterentwickeln. Letztlich fördert die Lösung der Aufgaben, durch die jeweils fähigen Personen, auch das Wohl der Gemeinschaft, weil Aufgaben bestmöglich gelöst werden können.

---

<sup>112</sup> Barbara Strauch, Interview am 07.02.2011.

<sup>113</sup> Generation B, Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals.

Der Vorteil einer größeren Gemeinschaft, wie im MGW, ist auch, dass wenn ein Teil davon wegfällt, immer noch genügend Menschen erhalten bleiben für dessen Fortbestand. Schattovits äußert sich zu diesem Aspekt und dem MGW allgemein folgendermaßen:

„Der Vergleich mit einem Seil ist hier passend. Ein Seil besteht aus vielen verbundenen Drähten. Wenn einer der Drähte durch eine Last überfordert ist oder gar reißt, dann muss er nicht wegfallen, weil die anderen Drähte die Last mittragen.“<sup>114</sup>

Somit eröffnet sich durch die Vielfalt der Personen auch ein breites Feld der Bedürfnisbefriedigung, weil mit der Anzahl der Personen auch die Wahrscheinlichkeit steigt, dass jemand ein Bedürfnis befriedigen kann.

### **Breites Feld der Bedürfnisbefriedigung**

Hätten alle BewohnerInnen die gleichen Bedürfnisse, könnten diese wohl nur unzureichend gegenseitig gedeckt werden. Durch die Fülle an individuellen Bedürfnissen aber, kann sich die Befriedigung dieser im Idealfall sogar ergänzen. Eine Bewohnerin der Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals ist sich aber sicher:

„Jeder der Hilfe braucht, kriegt sie auch.“<sup>115</sup>

Wie unter 2.4. *Private, ideelle Austauschbeziehungen unabhängig von Verwandtschaft* nachzulesen, ist das einfache „(zu)gehört-werden“ ein häufig vorliegendes Bedürfnis. Vor allem durch ihre bisherige Lebenserfahrung verbitterte Menschen, haben in einer stabilen Gemeinschaft die Chance, dieses Bedürfnis befriedigt zu bekommen, was in der jahrelangen Erfahrung der Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals zu dem Schluss kommen ließ:

„Aushalten ist eine gute Sache für Menschen, die immer abgelehnt wurden für ihre Aussagen.“<sup>116</sup>

Die Bewohnerin meinte dabei, neben unbedachten Handlungen und Aussagen behinderter Menschen, auch, dass eine stabile Gemeinschaft unbedachte Aussagen oder das Loswerden von Groll eines ihrer Mitglieder aushalten kann und der Gemeinschaft in ihrem Zusammenhalt nicht schadet. Dafür braucht es aber nach Meinung der Autorin, ein jahrelanges Wachsen von Vertrauen innerhalb der Gemeinschaft, um die Menschen in ihren jeweiligen Eigenheiten zu akzeptieren.

Gerade die „Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals“, die schon sehr lange existiert, ist für die befragten BewohnerInnen ein Aufenthaltsort von der Geburt bis zum Tod, da beides schon miterlebt wurde. In fast jeder Lebensphase kann die Gemeinschaft sich positiv auf

---

<sup>114</sup> Helmuth Schattovits, Interview am 14.02.2011.

<sup>115</sup> Generation B, Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals.

<sup>116</sup> Generation B, Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals.

die jeweiligen Entwicklungsschritte auswirken. Durch Aushandlungsprozesse und ständige Bedürfniserhebung, kann auf die jeweiligen Bedürfnisse der Lebensphase eingegangen werden und die Flexibilität gewahrt bleiben. Unterstützt wird dies bspw. durch eine flexible Bauweise sowie den relativ einfachen Austritt aus der Gemeinschaft.

### **Hohe Lebensqualität und hoher Wohnstandard – positiver Einfluss auf das Befinden**

Die Balance aus Gemeinschaftlichkeit und Individualität wird mit einem persönlichen Rückzugsbereich innerhalb der Gemeinschaft gehalten. Das ermöglicht eine sehr hohe Selbstbestimmtheit und in der Folge Zufriedenheit mit der Wohnsituation. Das gemeinsame Ziel, das Wohlergehen jedes Gemeinschaftsmitglieds zu erreichen, wirkt sich in dieser Hinsicht positiv auf das Wohlbefinden aus, indem aufeinander geachtet wird. In drei der fünf Projekte wird tatsächlich auch finanzielle Hilfe geleistet, sollte ein/e BewohnerIn den Arbeitsplatz verlieren oder ähnliches. Das ist eine Sicherheit, die sonst nur in der Familie gefunden werden kann und eine sehr hohe Lebensqualität verspricht. Zusätzlich kann sich der freiwillige Zusammenschluss, ohne wirtschaftliche oder soziale Zwänge, positiv im Sinne eines selbstbestimmten Lebens, auf die Menschen auswirken.

Da ein Element der betrachteten Projekte immer auch eine Grünfläche ist, kann vor allem bei den urbanen und suburbanen Projekten von einem relativ hohen Wohnstandard ausgegangen werden, zu einem vergleichsweise günstigen Preis. Nicht zuletzt ist die bereits erwähnte Zufriedenheit mit der eigenen Wohn- und Lebenssituation ein wesentlicher Faktor für den Gesundheitszustand eines Menschen. Die befragten BewohnerInnen behaupten sogar, in dieser Wohn- und Lebensform würden die Menschen länger aktiv und gesund bleiben.

Zusätzlich wirkt sich der Wohnstandard mit relativ hohem Platzangebot auch auf Unterstützungsleistungen außerhalb der Gemeinschaft aus. Es können auch Menschen zur Betreuung aufgenommen werden, die nicht zwangsläufig Gemeinschaftsmitglieder sind oder werden. Ein Beispiel wäre, die eigenen Eltern zur Pflege aufzunehmen und dabei Unterstützung von der Gemeinschaft erwarten zu dürfen. Die Gemeinschaftsräumlichkeiten können auch für Menschen in Not genutzt werden, wie etwa 14 bosnische Flüchtlinge in den 1990er Jahren, die in der „Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals“ untergebracht wurden. In einem Einfamilienhaus oder einem gewöhnlichen Wohnblock wäre so etwas kaum umzusetzen.

### **3.5.6. Nachteile bzw. Herausforderungen für die BewohnerInnen des MGW**

Überall wo Menschen aufeinander treffen, gibt es potentielle Konfliktfelder und Herausforderungen im Zusammenleben. Angefangen bei der Planungsphase, wo die unterschiedlichsten Bedürfnisse aufeinandertreffen, die Menschen sich noch wenig kennen und ein Idealbild vom gemeinschaftlichen Wohnen und Leben im Kopf haben, bis hin zum tatsächlichen gemeinsamen Wohnalltag, gibt es immer wieder auch Aspekte, die durchaus als Nachteil dieser Wohnform gesehen werden können. Diese Nachteile und Herausforderungen, die sich für die BewohnerInnen durch das MGW ergeben, sind in der Folge zusammengefasst beschrieben. Die Basis für diese Ausführungen sind wiederum die Interviews mit den BewohnerInnen und die Überlegungen der Autorin dazu.

#### **Verschiedenste Ansprüche, von individueller und öffentlicher Seite, in Einklang zu bringen verlangt Durchhaltevermögen**

Unter Umständen zieht sich die Phase des Planens und Bauens über Jahre hinweg. Verschiedene potentielle Störfaktoren verlangen Durchhaltevermögen der beteiligten Personen. Innerhalb der Gruppe können sich Schwierigkeiten in der Entscheidungsfindung ergeben, weil von allen Personen verlangt wird, dass sie sich ihrer eigenen Bedürfnisse, Erwartungen und Ziele sicher sind, um sie in Einklang mit denen der Anderen bringen zu können. Vor allem Entscheidungen, die auf mangelndem Wissen, bspw. über rechtliche, finanzielle oder soziale Aspekte, basieren, bergen die Gefahr in eine letztlich für die BewohnerInnen unzufriedenstellende Situation zu münden.

Es kann auch vorkommen, dass Bedürfnisse oder Ziele sich ändern, die Menschen andere Ansprüche entwickeln. Gerade im Bereich des Wohnbaus ist es aber essentiell, die Handlungen gut durchdacht zu setzen, um ein (für alle BewohnerInnen) zufriedenstellendes Ergebnis zu erhalten. Es ist auch viel einfacher über gemeinschaftliches Wohnen und Leben nur zu reden, als es tatsächlich konkret zu gestalten und aufzubauen. Vor allem wenn bedacht wird, dass Wohnungsbau erhebliche finanzielle Mittel bindet, kann es passieren, dass Personen der Mut für die tatsächliche Umsetzung des Projektes verlässt. Nehmen zu viele Menschen auf einmal ihre eingebrachten Mittel aus dem gemeinschaftlichen Finanztopf, kann die zurückbleibende Gemeinschaft mit einem Projekt in Zahlungsschwierigkeiten kommen. Rät Schattovits als Abhilfe für dieses potentielle Problem zur Einhebung von Mitgliedsbeiträgen, schon vor dem tatsächlichen Baubeginn, beinhaltet ein solches Vorgehen ebenfalls Potential für Konflikte und Meinungsverschiedenheiten. Schließlich sind in dem Stadium der Planung eines Projektes noch kaum sichtbare Ergebnisse vorhanden und trotzdem sollen die Menschen bereits für etwas zahlen, das



ihnen noch keinen spürbaren Nutzen bringt. Es handelt sich vor allem in der Anfangsphase um einen relativ hohen Aufwand finanzieller und zeitlicher Ressourcen für die (zukünftigen) BewohnerInnen.

Von öffentlicher Seite können Vorschriften, wie die Einhaltung des Baurechts oder Hürden in der Grundwidmung, als verzögernde Faktoren wirken. Hinzu kommt, dass es für gemeinschaftliche Wohnbauprojekte keine adäquaten Fördermöglichkeiten gibt. Es gibt weder die Möglichkeit der spezifischen finanziellen Förderung, noch der Unterstützung durch Auskunft über rechtliche oder architektonische Fragen. Eisenriegler meint, dass die öffentliche Hand in diesem Punkt abwarten wird, ob in der Bürgerschaft das Interesse an gemeinschaftlichen Wohn- und Lebensformen in der Größenordnung besteht, sodass ein Handeln durch die Politik erforderlich und sinnvoll ist. Bis dahin sei die Eigeninitiative und das Durchhaltevermögen überzeugter Menschen ausschlaggebend für die zukünftige Entwicklung des öffentlichen Diskurses um die Förderung gemeinschaftlicher Wohnprojekte.

### **Aufbau und Erhaltung von Gemeinschaft – gemeinschaftlich wohnen und leben als Herausforderung in Bereichen wie Ziele, Kommunikation bzw. Konflikte und Gerechtigkeit**

Gemeinschaft lebt von „gemeinsamen Elementen“, die sich auch in gemeinsamen Zielen niederschlagen. Ist das erste gemeinsame Ziel des gemeinschaftlichen Wohnens erreicht und der errichtete Wohnbau besiedelt, droht der Gemeinschaft die Gefahr, dass ihnen das verbindende Element des gemeinsamen Ziels abhanden kommt. Für die Pflege der Gemeinschaft braucht es gemeinsame Aktivitäten, gemeinsame Feste und vernetzte Haushalte. Nun ist das Wohnen und Leben unter einem Dach nicht für jeden Menschen die geeignetste Form eines Dauerzustandes. Es ist viel leichter miteinander auszukommen, wenn nur punktuelle Treffen stattfinden, als sich tagtäglich zu begegnen, was die Herausforderung darstellt, einem einkehrenden „Alltagstrott“ zu begegnen.

Wenn viele Meinungen aufeinandertreffen, birgt das natürlich auch die erhöhte Gefahr, dass es zu Meinungsverschiedenheiten kommt. Je mehr Personen eine Gemeinschaft umfasst, desto höher ist auch das Konfliktpotential. In einer gemeinschaftlichen Wohnform, wo vorgesehen ist, dass die Menschen regelmäßig aufeinandertreffen, um die Gemeinschaft zu stärken, fehlt allerdings die Möglichkeit, sich im Falle eines Konfliktes aus dem Weg zu gehen. Dies fordert ein hohes Maß an Toleranz einerseits der unbeteiligten, jedoch unweigerlich mitbetroffenen, restlichen Gemeinschaftsmitglieder wie eben auch der sich im Konflikt befindlichen Personen. Akzeptiert und anerkannt müssen auch die

unterschiedlich ausgeprägten Persönlichkeiten der Menschen werden. Mit der Anzahl der Personen in einer Gemeinschaft steigt auch die Anzahl der unterschiedlichen Charaktere. Ein BewohnerIn verdeutlichte dies mit der Aussage:

„...es gibt immer welche, die man total mag und andere, die man auf den Mond schießen könnte.“<sup>117</sup>

Die Herausforderung dabei besteht darin, sich mit allen Mitgliedern einer Gemeinschaft im gegenseitigen Wohlwollen, wie Schattovits immer wieder betont, zu begegnen. Genauso unterschiedlich wie die Charaktere, sind auch die Bedürfnisse in den verschiedenen Lebensphasen der Menschen. Eine Familie mit Kindern braucht bspw. mehr Platz, als eine alleinstehende Person. Dafür braucht es Flexibilität in der Gemeinschaft, wenn auch noch begrenzte Platzmöglichkeiten, wie beispielsweise im städtischen Raum, vorhanden sind. Die Lösung der B.R.O.T.-Projekte in Wien, durch flexible Wohnraumgestaltung die Größe der Wohnfläche relativ einfach verändern zu können, verlangt allerdings von den BewohnerInnen die Bereitschaft, ihre Wohnfläche innerhalb der Gemeinschaft eventuell nur temporär zu bewohnen und innerhalb des gemeinschaftlichen Wohnbaus umziehen zu müssen/sollen. Dabei spielt das Thema der Herstellung von Gerechtigkeit eine große Rolle. Die Gerechtigkeit ist ein heikler Punkt, dessen Basis wahrscheinlich die gegenseitige Wertschätzung und der Respekt voreinander und den Leistungen der BewohnerInnen für die Gemeinschaft sein muss.

Häufig kommt noch die (negative) Bewertung der Wohn- und Lebensart durch Außenstehende hinzu. Offenbar haben manche Menschen geradezu Angst davor, Verpflichtungen für außerfamiliäre Aufgaben wahrzunehmen. Der Wert informeller, unbezahlter Leistungen sei, laut zwei BewohnerInnen in Wien, eher niedrig. Da es sich um Gemeinschaften handelt, deren Mitglieder natürlicherweise auch Kontakte zu nicht in gemeinschaftlichen Wohnformen lebenden Menschen haben, sind sie evt. von dieser Seite einem Unverständnis der Lebensverhältnisse im MGW, die vorwiegend auf informeller Arbeit basieren, ausgesetzt.

Zu dem Thema Gerechtigkeit zählt auch die Aufnahme von Gemeinschaftsmitgliedern. Eine Gemeinschaft mit begrenzten räumlichen Ressourcen steht immer wieder vor dem Dilemma, wer in die Gemeinschaft aufgenommen werden soll und vor allem, wer nicht aufgenommen wird. Auch die Bonitätsprüfung, wie sie in den B.R.O.T.-Projekten üblich ist, kann als ungerecht empfunden werden, werden dadurch doch gewisse Einkommenschichten und Menschen in schwierigen finanziellen Situationen, zumindest bei der Aufnahme, ausgeschlossen.

---

<sup>117</sup> Generation C, Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg.

Entscheidet sich schließlich ein Mitglied für einen Austritt aus der Gemeinschaft, stellt dies jedenfalls eine Belastung für die anderen Mitglieder dar, wobei es ganz wesentlich auf den Grund des Austritts ankommt, inwieweit es belastend für die Gemeinschaft ist. Die verbleibenden Mitglieder müssen aber in jedem Fall den wegfallenden finanziellen Beitrag mittragen. Die Gründe für einen Austritt sind im Unterpunkt „3.5.7. (Mögliche) Gründe für das Scheitern eines Projektes und den Auszug von BewohnerInnen aus den betrachteten Projekten“ näher betrachtet.

### **Grenzen der Gemeinschaft**

Schließlich müssen sich die Mitglieder einer Gemeinschaft ihrer eigenen Grenzen des Leistbaren und Möglichen bewusst sein. Die Pflege eines anderen (kranken) Menschen durch die Gemeinschaft hat dort ihre Grenzen, wo auch das Wissen und die Kompetenzen aufhören. Ein weiteres Beispiel ist der Umgang mit technischen Geräten, wie bspw. einer Motorsäge zur Durchforstung des Waldes, wie in der Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg. Sind keine dafür kompetenten Mitglieder in der Gemeinschaft vorhanden, müssen diese Aufgaben, aus einem Verantwortungsgefühl füreinander und für die Sicherheit der Mitglieder heraus, ausgelagert werden und von Professionalisten durchgeführt werden. Dabei stehen wieder die Fragen der finanziellen Leistbarkeit im Mittelpunkt sowie die Entscheidungsfindung, was zugekauft und was selbst erbracht werden soll.

Die Autorin hatte den Eindruck, dass junge Menschen zwischen ca. 20 und 30 Jahren ihr Bedürfnis nach Selbständigkeit, fern von sozialer Kontrolle, im MGW eher weniger befriedigen können. Meist wollen Menschen in dieser Alterskategorie die neu gewonnene Freiheit durch die Lösung von den Eltern ausleben und versuchen, alleine zurecht zu kommen. In einem der B.R.O.T.-Projekte in Wien war dies der Grund für den Auszug eines Studenten, der einfach beweisen wollte, dass er auch ohne Unterstützung gut leben kann.

Schließlich gibt es auch die ganz individuellen Grenzen einer Gemeinschaft, an denen ein Projekt scheitern kann. Dies und die Gründe für den Auszug von BewohnerInnen werden im nächsten Punkt behandelt.

### **3.5.7. (Mögliche) Gründe für den Auszug von BewohnerInnen aus den betrachteten Projekten und das Scheitern eines Projektes**

Wie die Überschrift dieses Punktes schon vermuten lässt, handelt es sich im Folgenden um die aus den Interviews erhobenen Gründe, weshalb Personen wieder aus einem MGW ausgezogen sind. Da in diesem Fall nicht die Personen befragt wurden, die tatsäch-

lich umgesiedelt sind, handelt es sich um angenommene, also mögliche Gründe. Genauso verhält es sich mit den Gründen für das Scheitern eines Projektes. Einerseits sind diese Gründe von Barbara Strauch und Helmuth Schattovits erwähnt worden. Andererseits wurden von der Autorin die Antworten der BewohnerInnen des Projekts, das als gescheitert bewertet wurde, auf die Gründe dafür zu interpretieren versucht.

Genannte Gründe für ein Umsiedeln und Austreten aus der (Haus)Gemeinschaft bewegen sich in materiellen sowie ideellen Bereichen. Gleich zu Beginn eines Projektes kann es zu einer derartigen Unstimmigkeit über den Bauort eines Projektes kommen, dass keine Gemeinschaft entstehen kann und das Projekt abgebrochen wird. Genauso wurden auch schon rechtliche und finanzielle Rahmenbedingungen sowie der zeitliche Ressourceneinsatz unterschätzt und hat zu einem Austritt von Personen aus der Gemeinschaft geführt. Dabei war nicht nur der hohe Arbeitsaufwand zu Beginn ein wesentlicher Faktor, sondern auch das Unterschätzen der ständigen Abstimmungen und Aufgaben für die Gemeinschaft, wodurch eine Überforderung an Verantwortung für die Gemeinschaft zu einem Austritt geführt hat.

Da jedes Projekt auch Spezifika in der Auslebung von Gemeinschaft aufweist, kann es vorkommen, dass diese Rahmenbedingungen für das Zusammenleben nicht den Bedürfnissen oder Vorstellungen bzw. Erwartungen aller (potentiellen) BewohnerInnen entsprechen. Manchmal wird das den Personen erst bewusst, wenn sie die Gemeinschaft bereits erlebt haben. Dann ist der einzige Weg, falls es zu keiner Einigung innerhalb der Gemeinschaft kommt, eine andere Wohn- und Lebensform, die den Bedürfnissen entspricht, zu finden. In Wien hatte beispielsweise ein älterer Herr ein großes Sammelbedürfnis, wodurch ihm ein Platzmangel entstand und er eine größere Wohneinheit im Haus benötigte. Dieser Wunsch konnte ihm aufgrund der ohnehin knappen räumlichen Ressourcen nicht erfüllt werden und so suchte er sich eine andere Bleibe.

Weitere Gründe für das Verlassen einer (Haus)Gemeinschaft waren das Erben eines Hauses oder das Verlassen einer gemeinsamen Wohnung wegen einer Trennung bzw. der Austritt aus der Gemeinschaft, weil der/die neue PartnerIn mit dieser Lebensform nicht einverstanden war.

Die Gründe für das Scheitern – im Sinne der Definition des MGW – des Projektes, das von einer sozialen Organisation verwaltet wird, liegen möglicherweise in der Nicht-Berücksichtigung von Gelingensfaktoren (siehe nächster Punkt). Ist die Freiwilligkeit für einen Einzug durchaus gegeben, haben sich die Menschen dort nicht freiwillig für das Leben in einer Gemeinschaft entschieden, weil dieses Ziel zu wenig bzw. gar nicht kommuniziert wurde. Die BewohnerInnen hatten auch keinen Einfluss darauf, welche Men-

schen im Haus wohnen und leben würden. Es wurde sich auf die architektonische Gestaltung von Gemeinschaftsräumen und einem verbindenden Gang verlassen, jedoch kaum gemeinschaftliche Aktivitäten gefördert. Die Erbringung von Leistungen beschränkt sich auf die soziale Organisation, als „gebende“ Seite, mit jeweils einer/einem BewohnerIn, die/der gerade Unterstützung benötigt, als „empfangende“ Seite. Alle diese Punkte führten wohl dazu, dass die BewohnerInnen sich nicht als Gemeinschaft empfinden und daher auch keine „besondere“ Beziehung zueinander haben, wie sie in den restlichen betrachteten Projekten vorzufinden ist. Zudem wurde, aufgrund zu geringer Nutzung durch die BewohnerInnen, von der sozialen Organisation beschlossen, die Gemeinschaftsräumlichkeiten an Außenstehende zu vermieten. Dadurch haben die BewohnerInnen kaum mehr die Möglichkeit, diese selber zu nutzen. Es herrscht offenbar ein großer Andrang von Externen auf diese Räumlichkeiten. Somit wurde das Prinzip der Selbstverantwortung nicht eingehalten, weil die Verwaltung von einer Organisation erledigt wird, und die Basis für eine gelingende Kommunikation wurde verabsäumt herzustellen, weil keine gemeinsamen Aktivitäten oder der Aufbau von Austauschbeziehungen unter den BewohnerInnen gefördert werden.

### **3.5.8. Gelingensfaktoren der betrachteten Projekte**

Aus den Interviews kamen verschiedene Punkte hervor, die, von der Idee des gemeinschaftlichen Wohnens über die Umsetzung bis hin zum Wohnalltag, beachtet werden sollten, um die Chancen für eine erfolgreiche Umsetzung wesentlich zu erhöhen. Lediglich die BewohnerInnen des von einer sozialen Organisation verwalteten Projektes konnten keine Antwort auf die (möglichen) Gelingensfaktoren für ein MGW, im Sinne der Definition unter 2.1.5. *MehrGenerationenWohnen*, geben. Ansonsten konnten Aussagen von BewohnerInnen aller restlichen Projekte für dieses Kapitel verwendet werden.

Die wesentlichen Erfolgsfaktoren sind demnach die Freiwilligkeit und Selbstverantwortung der Menschen sowie das Achten auf eine funktionierende Kommunikation und das Bestehen gemeinsamer Elemente in der Gemeinschaft. Außerdem bedarf es ein einem MGW eines relativ hohen Maßes an Flexibilität der BewohnerInnen, um den jeweiligen Bedürfnissen innerhalb der Gemeinschaft durch ständige Anpassungsprozesse gerecht werden zu können.

## **Freiwilligkeit**

Freiwilligkeit in jeder Hinsicht ist ein sehr wichtiger Gelingensfaktor. Daher wird auch von Schattovits betont, dass Kinder nicht zwangsweise eintreten müssen in die Gemeinschaft, was sich dadurch auswirkt, dass sie im Erwachsenenalter entweder in die Gemeinschaft aufgenommen werden wollen oder eben nicht. Die Freiwilligkeit als Grundregel ist jedoch dort begrenzt, wo sie andere Menschen negativ beeinflussen könnte. So sagt Strauch:

„Dass ich nicht will, darf die anderen nicht blockieren.“<sup>118</sup>

Die Freiwilligkeit ist also durch das Prinzip „die Tugenden gestalten“<sup>119</sup> ergänzt. Das bedeutet, dass keiner gezwungen ist etwas zu tun, aber nur jene, die sich einbringen, entscheiden. Dieser Punkt steht auch ganz im Sinne des nächsten Punktes.

## **Selbstverantwortung**

In der Selbstverantwortung gründet sich das selbstbestimmte Leben. Wichtig dabei ist, dass die relevanten Aspekte eine Bedeutung für die Personen haben, damit sie auch ein Interesse daran haben, mitgestalten zu wollen und somit ihre Bedürfnisse in diesen Punkten zu äußern. Im Sinne der Selbstverantwortung steht auch das Finden der für die Gemeinschaft passenden Lösung. Das bedeutet, es gibt keine vorgefertigten Lösungen und es muss bei jedem Projekt der Fokus auf die Bedürfnisse der jeweiligen Gemeinschaft gelegt werden. Idealerweise werden auch zukünftige Bedürfnisse der BewohnerInnen mitbedacht bei der individuellen Konzeptgestaltung der Gemeinschaft.

Selbstverantwortung bedeutet allerdings nicht zwangsläufig auch vollständige Selbstorganisation oder gar Autarkie. Der Gemeinschaft müssen ihre eigenen Grenzen und die Grenzen der Möglichkeiten der gegenseitigen Leistungserbringung bewusst sein. Dabei sollte im Sinne der Selbstverantwortung von der Gemeinschaft entschieden werden, ob und welche Leistungen zugekauft werden. Es darf, durch die Aufgaben innerhalb der Gemeinschaft, zu keinen Überforderungserscheinungen bei den BewohnerInnen kommen. Zudem sollten Bedürfnisse geäußert und die dadurch angebotenen Unterstützungen auch angenommen werden können von den BewohnerInnen.

---

<sup>118</sup> Barbara Strauch, Interview am 07.02.2011.

<sup>119</sup> Barbara Strauch, Interview am 07.02.2011.

## **Funktionierende Kommunikation und gemeinsame Elemente**

Um eine Gemeinschaft bilden zu können, sollte auch etwas Gemeinsames vorliegen. Dabei reicht es nicht, lediglich kommunikationsfördernde Architektur zu berücksichtigen, obwohl dies ein erster wichtiger Schritt ist. Es können also gemeinsam zu bewirtschaftende Grünflächen oder gemeinschaftlich zu benützende Sitzgruppen am Gang vorhanden sein, die in diesem Punkt förderlich wirken. Es sollten aber auch immaterielle Gemeinsamkeiten vorliegen. Das sind bspw. gemeinsame Ziele.

Zu einer funktionierenden Kommunikation gehören auch gemeinsam vereinbarte Regeln und Rahmenbedingungen, die von jedem Gemeinschaftsmitglied eingehalten werden sollten. Je größer die Gruppe ist, desto höher muss die Bereitschaft sein, auf Kompromisse einzugehen. Dies sichert eine einfachere und pragmatischere Entscheidungsfindung, als wenn nur im Konsens entschieden werden würde, was zu unnötigen Verzögerungen, gerade in der Anfangsphase, und einem erhöhten Konfliktpotential führen könnte.

### **Flexibilität bewahren**

Als durchaus erfolgversprechenden Faktor für das Gelingen eines Projektes hat sich ein gewisses Maß an Flexibilität erwiesen. Das bedeutet im Bereich der Räumlichkeiten, dass diese so gestaltet sein sollten, dass Änderungen mit relativ geringem Aufwand durchgeführt werden können. Auf der Seite der Menschen drückt sich dies in der Toleranz gegenüber der Vielfältigkeit der Personen und Charaktere sowie deren Bedürfnissen aus. Dazu erwähnte Schattovits folgenden Satz:

„Wir sind kein Apfelmus, sondern Fruchtsalat.“<sup>120</sup>

Das bedeutet, jeder Mensch hat seine individuellen Eigenheiten, die ihn ausmachen und diese Vielfalt soll anerkannt, respektiert und erhalten werden. Außerdem spricht die Flexibilität auch die Kultur im Umgang miteinander an. Eisenriegler bezeichnet die österreichische Kultur in diesem Bereich bspw. als „distanzbewahrend“. Eine umfassende Bewusstseinsbildung sollte also die Basis für ein gemeinschaftliches Wohnen und Leben darstellen, um, neben den Gemeinsamkeiten, auch die Unterschiede zu wahren und als positive Aspekte zu betrachten. Dadurch bleibt die Flexibilität im Denken der BewohnerInnen gewahrt, sich durch diese Unterschiedlichkeiten immer wieder ergänzen zu können. Was aber nun tatsächlich das „Besondere“ für die BewohnerInnen am MGW ist und wodurch es sich abgrenzt, dafür kann der nächste Punkt Aufschluss geben.

---

<sup>120</sup> Helmuth Schattovits, Interview am 14.02.2011.

### 3.5.9. Definition der BewohnerInnen für ihre Wohn- und Lebensform

Abschließend wird in der Folge erläutert, wie die befragten Personen ihre Wohn- und Lebensform definieren, was als Zusammenfassung der bisher beschriebenen Ergebnisse betrachtet werden kann. Es war für die Autorin erstaunlich, wie ausführlich die Antworten der befragten Personen, auf die Frage nach der eigenen Definition ihrer Wohn- und Lebensform, ausgefallen sind. Die einzige Ausnahme bildet eine hochbetagte Dame, die offenbar die Frage nicht verstanden hatte. Ebenfalls ausgenommen sind die BewohnerInnen des Projektes, das von einer sozialen Organisation verwaltet wird, da es sich praktisch, nach deren Angaben, um einen überdurchschnittlich schönen und günstigen, aber „gewöhnlichen“ Wohnbau handelt.

Für die meisten Befragten gilt, dass offenbar die ausführliche Beschäftigung mit dem Thema des gemeinschaftlichen Wohnens und Lebens vor dem Einzug, die Basis ist für die umfangreichen Überlegungen, aus denen sich schließlich jede/r BewohnerIn ihre/seine eigene, jedoch ähnliche Definition dieser Wohn- und Lebensform ableitet. Eine befragte Person begann ihre Ausführungen mit dem Satz:

„Es ist ein ganz ernsthafter Versuch, auf die Herausforderungen der Zeit ... eine menschenwürdige Antwort zu finden.“<sup>121</sup>

Die angesprochenen Herausforderungen seien demnach die Individualisierung mit ihrer Ausprägung der kleiner werdenden Haushalte. In der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Thema des MGW bestätigt sich diese Annahme, was im Kapitel 2.3.1. *Sozialer Wandel* nachgelesen werden kann. Zusätzlich ist im Kapitel 2.3.2. *Wertewandel* die Bestätigung dafür zu finden, dass traditionelle Werte in ihrer Bedeutung einen veränderten Platz einnehmen, zugunsten der Individualisierung. Aus der Sicht der Befragten sind immer kleinere Einheiten von Menschen – Einzelpersonen, Elternteil/e, Kind/er – herausgefordert, ihr Leben zu bewältigen und dadurch zunehmend überfordert. Das gemeinsame Finden und Beschreiten von Lösungswegen zur Deckung der verschiedenen Bedürfnisse, im Zuge eines gemeinschaftlichen Wohnens und Lebens, auf einem freiwilligen Entschluss basierend, also selbstbestimmt, soll diese oben erwähnte Antwort sein. Schattovits meint, es ist eine...

„... auf Freiwilligkeit basierende Möglichkeit, die lebbar ist im Alltag.“<sup>122</sup>

Der Fokus in dieser Wohn- und Lebensform richtet sich auf die Bewältigung des Alltags. Die große Aufgabe besteht darin, dass zwischen den BewohnerInnen eine Verbindlichkeit besteht, aus der heraus die Austauschbeziehungen entstehen, ohne dass diese gegen-

---

<sup>121</sup> Generation C, Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg.

<sup>122</sup> Helmuth Schattovits, Interview am 14.02.2011.



seitigen Leistungen mit materiellen Mitteln abgegolten werden müssen. Dem unmittelbaren und selbst gewählten Lebensumfeld wird geholfen, weil durch das gegenseitige Kennenlernen die Menschen eine Bedeutung füreinander haben. Das Wohn- und Lebensumfeld ist den BewohnerInnen nicht egal, weil sie einander und die Bedürfnisse der anderen Personen kennen. Durch den bewussten Aufbau eines „Netzwerks von Haushalten unter einem Dach“<sup>123</sup> kann eine Rollen- und Personenvielfalt geboten werden, mit der viele dieser Bedürfnisse gedeckt werden können. Das Ziel ist die leichtere Bewältigung des Alltags.

Im Unterschied zur leiblichen/rechtlichen Verwandtschaft basiert diese, als „soziale Verwandtschaft“ definierte, Gruppe von Menschen auf den Prinzipien der Freiwilligkeit und Selbstbestimmtheit. Es sollen also die Vorteile des Zusammenschlusses einzelner Leute, zu einer sich gegenseitig unterstützenden Gemeinschaft, ähnlich einer Großfamilie, genutzt werden können, ohne dass daraus Verpflichtungen aus einer leiblichen/rechtlichen Verwandtschaft entstehen. Die Gemeinschaft grenzt sich bspw. von einem kleinen Dorf im ländlichen Gebiet dahingehend ab, dass es sich nicht um eine reine Zufallsgemeinschaft handelt, sondern die Leute sich aus einer ähnlichen Vorstellung heraus zusammengefunden haben. Pragmatisch und abgrenzend von visionären Vorstellungen, definierte eine befragte Person ihre Wohn- und Lebensform mit dem Satz:

„Es ist einfach nur ein bisschen ein anderes normales Leben.“<sup>124</sup>

Dieses „andere“ braucht Geduld und Ressourcen, um entwickelt werden zu können. Eine Orientierung für eine positive Entwicklung von MGW soll das nächste Kapitel geben.

## **4. Leitfaden für die Umsetzung von MehrGenerationen-Wohnen**

Schon allein mit der Größe eines Ortes steigt die Anonymität, Fremdheit und Unüberschaubarkeit. Betrachtet man zusätzlich die Dichte und Heterogenität, haben diese Faktoren wesentlichen Einfluss auf ein soziales System und sein Verhalten. Alle diese Aspekte tragen dazu bei, dass bspw. nachbarschaftliche Hilfe in einer 100.000 Einwohner-Stadt nicht so selbstverständlich wie in einem 500-Seelen-Dorf am Land ist, obwohl die Kontaktmöglichkeiten durchaus vorhanden sind. Das MGW aktiviert die sozialen Ressourcen in der städtischen wie der ländlichen Gesellschaft, um auf privater Ebene gruppenspezifische Benachteiligungen auszugleichen.<sup>125</sup>

---

<sup>123</sup> Helmuth Schattovits, Interview am 14.02.2011.

<sup>124</sup> Generation B, Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals.

<sup>125</sup> vgl. Häussermann/Siebel (2004), 111f; vgl. Pfeil (1980), 179ff.

Anhand der bearbeiteten Literatur und der empirischen Erkenntnisse hat die Autorin einen Leitfaden entwickelt, der herangezogen werden kann, wenn MGW umgesetzt werden möchte, um diese sozialen Ressourcen zu aktivieren. Die Inhalte sollen als Orientierungspunkte wirken, um den ganz individuellen Weg einer Gemeinschaft zu unterstützen, ihre passende Form des Wohnens und Lebens zu gestalten. Zuerst werden Erfolgs- und Misserfolgskriterien beschrieben, als Basis für den Leitfaden. Dann sind die Phasen des MGW dargestellt, versehen mit Empfehlungen zu den einzelnen Punkten. In einem weiteren Punkt ist der Aufbau von privaten Austauschbeziehungen im Spezifischen erläutert.

## **4.1. Ausgangsbasis für den Leitfaden**

Die beiden folgenden Unterpunkte stellen die Erfolgs- und Misserfolgskriterien für das Gelingen oder Scheitern eines MGW-Projektes dar. Es sind die Grundlagen für die Erstellung des Leitfadens. Daher werden im Leitfaden selbst die genannten Punkte nicht mehr so detailliert erläutert.

### **4.1.1. Erfolgsfaktoren**

Für die Erhöhung der Wahrscheinlichkeit, dass ein Projekt erfolgreich umgesetzt wird und bestehen bleibt, gibt es verschiedene Faktoren. Folgend sind wichtige Erfolgsfaktoren aufgelistet, die aus den bisherigen Erfahrungen mehrerer bestehender Projekte abgeleitet wurden:<sup>126</sup>

- Intensive Recherche über ähnliche Projekte, evt. Vernetzung
- InitiatorInnen legen Bauort und ArchitektIn fest
- Gute Kommunikationsstruktur
- Beratung und Begleitung durch kompetente Personen in rechtlichen, wirtschaftlichen, sozialen und architektonischen Belangen
- Gut durchdachtes und ausgearbeitetes Konzept
- Bildung von Arbeitsgruppen für die Erledigung der anfallenden Aufgaben
- Balance aus Gemeinschaft und Individualität
- Flexible Wohnraumgestaltung
- Mitbestimmung bzw. Selbstbestimmung sicherstellen
- Freiwilligkeit

---

<sup>126</sup> vgl. Beernaert (2011), 128ff; vgl. Kuzmich (2011), 116f; vgl. Mittmannsgruber (2011), 137ff; vgl. Temel (2011), 45ff.

Eine gute Startbasis, wo von Vorbildern und deren Erfahrungen profitiert werden kann, trägt wesentlich zum Gelingen eines Projektes bei. Wird sich die Mühe gemacht und vorab Recherche über ähnliche Projekte betrieben und diese evt. sogar besichtigt, können die InitiatorInnen und die (potentiellen) BewohnerInnen sich ein besseres Bild davon machen, was sie erwartet. Wird das zu bebauende Grundstück von den InitiatorInnen bereits vor der Gemeinschaftsbildung festgelegt, fallen unnötige Aushandlungsprozesse weg. Auch die Wahl der ArchitektInnen ist ein sehr wichtiger Punkt und sollte bereits von den InitiatorInnen vorgenommen werden. Dabei sollte berücksichtigt werden, ob die jeweiligen ArchitektInnen schon Erfahrungen mit gemeinschaftlichen Wohnprojekten gesammelt haben. Vor allem am Anfang, wenn die Menschen noch nicht gemeinsam wohnen, trägt eine gut funktionierende Kommunikationsstruktur zur Gemeinschaftsbildung bei. Es sollten regelmäßige Treffen und ein reger Informationsaustausch vereinbart werden. Ein erster Schritt ist auch die Bildung von Arbeitsgruppen, damit nicht jedes Mitglied alle anfallenden Aufgaben erledigen muss, denn davon gibt es viele. Wichtig dabei ist es, dass die Gruppe sich ausreichend fachliche Beratung einholt und sich Zugang zu Informationen, vor allem in wirtschaftlichen und rechtlichen Belangen, verschafft.<sup>127</sup>

Für die Gemeinschaftsbildung, -aufrechterhaltung und Entscheidungsfindung hat sich eine soziale Begleitung von außerhalb bewährt. Dies kann in Form einer Moderation, Supervision, Mediation, einer SozialarbeitIn oder TherapeutIn erfolgen. Auf die Gemeinschaft und was dies für das Projekt bedeutet sollte großes Augenmerk gelegt werden. Nur das Gelingen der Gemeinschaft kann ein Gelingen des Projektes bedeuten. Wichtig dabei ist auch die Akzeptanz und das Begrüßen der Individualität jedes einzelnen Menschen. Nur wo begrüßt wird, dass jede Person so sein darf, wie sie ist, kann von sich als Gemeinschaft sprechen. Nur dort können sich Menschen „zu Hause“ fühlen. Vielfalt ist wichtig und stellt einen Reichtum dar. Dies zu erkennen, zu verstehen und zu leben benötigt Bewusstseinsbildung, die meist nur durch eine Begleitung von außen erreicht werden kann.<sup>128</sup>

Ein besonderer Punkt ist die flexible Wohnraumgestaltung, die bspw. durch eine s.g. Skelettbauweise erreicht werden kann. Dadurch kann die Wohnfläche den Bedürfnissen in den verschiedenen Lebensphasen ohne übermäßigen Aufwand angepasst werden. Dies ist vor allem im städtischen Gebiet sinnvoll, wo die räumlichen Ressourcen sehr begrenzt sein können. Schon in der Bauphase hat sich das Mitbestimmungsrecht der zukünftigen BewohnerInnen über die Bauweise und Ausgestaltung der Räumlichkeiten als positiv für das Gelingen des Projektes hervorgetan. Dabei zeigen bisherige Erfahrungen, dass eine

---

<sup>127</sup> vgl. Beernaert (2011), 128; vgl. Temel (2011), 47.

<sup>128</sup> vgl. Beernaert (2011), 134; vgl. Mittmannsgruber (2011), 137f.

Zahl von bis zu 20 mitbestimmenden Personen eine ideale Größe zur Bewältigung der individuellen Vorstellungen ist. Gleichzeitig schützt eine begleitende Kostenkontrolle vor unerwünschten Überraschungen.<sup>129</sup>

Ein gut ausgearbeitetes Konzept bewahrt davor, dass nach der Gemeinschaftsbildung plötzlich sichtbar wird, dass keine einheitlichen Interessen in der Gruppe vorliegen. Deshalb muss dieser Aufwand bereits von den InitiatorInnen eines Projektes geleistet werden. Dieses Konzept dient als Vorschlag zur Bewerbung interessierter Menschen und kann jederzeit angepasst, erweitert und weiterentwickelt werden durch die Entscheidungen der Gemeinschaft.<sup>130</sup>

#### **4.1.2. Misserfolgskriterien**

Einige Gründe können zu einem „Leerlaufen“ eines Projektes führen. Im Wesentlichen heißt das, wenn die Erfolgsfaktoren nicht berücksichtigt wurden kann das Projekt scheitern. Außerdem sollten die genannten Punkte unter „3.5.6. Nachteile bzw. Herausforderungen für die BewohnerInnen des MGW“ aus dem empirischen Teil beachtet werden.

Als herausragendsten und wichtigsten Punkt ist an dieser Stelle wohl die fehlende Selbstverantwortung zu nennen. Gut gemeint, aber Betroffene zu wenig eingebunden in den Entstehungsprozess, kann den Anschein von einer Art Zwang erwecken. Anstelle der Menschen, statt mit ihnen zu denken und zu handeln, hat fast die Wirkung einer Entmündigung. Gleichzeitig stehen die Menschen auch immer vor der Herausforderung, gerade weil die Basis die Selbstorganisation ist, verschiedene Rollen im Projekt annehmen zu müssen. Die eigenen Wünsche müssen immer wieder in Einklang gebracht werden mit den Anliegen der Gemeinschaft. Geht der individuelle Wunsch gegen die Interessen der Gemeinschaft, kann dies zu einem Scheitern des Projektes auf persönlicher Ebene führen. Also, dass ein Projekt für diese Person nicht geeignet ist.<sup>131</sup>

Das zeigt sich bspw. auch in der gemeinschaftlichen Nutzung von Geräten, die immer eine gewisse Einschränkung in der individuellen Handlungsfähigkeit bedeutet. Je größer die Gruppe von Menschen, desto heterogener sind die Meinungen und Einstellungen und somit liegt ein erhöhtes Konfliktpotential vor. Unlösbare Konflikte unter den BewohnerInnen oder einfach ein Stimmungswandel in einer Gemeinschaft, kann für deren Zerfall sorgen. Wenn Eigentum vorherrscht und das Erbrecht greift und/oder die Wohnung auf Basis des höchsten Preises verkauft wird, ist eine Gemeinschaft evt. mit fremden „Mitgliedern“ konfrontiert. Auf längere Sicht kann hier wieder die Gefahr der Ausgrenzung Einzug hal-

---

<sup>129</sup> vgl. Kuzmich (2011), 116f; vgl. Mittmannsgruber (2011), 140.

<sup>130</sup> vgl. Temel (2011), 45f.

<sup>131</sup> vgl. Beernaert (2011), 127f.

ten, wenn die Integration fehlschlägt bzw. gar nicht erwünscht ist. Eigentum ist auch eine Verzerrung der Machtpositionen und kann daher ein Misserfolgskfaktor für MGW sein. Zudem stellt es einen Einschnitt in die Flexibilität der BewohnerInnen dar. Außerdem schließt es eine Gruppe von Menschen von vornherein aus, die nur wenig finanzielle Mittel einbringen können. Dies kann allerdings von einer Gemeinschaft auch so erwünscht sein. Eigentumsverhältnisse sind also nicht in jedem Fall ein Misserfolgskfaktor.<sup>132</sup>

Besonders die Anfangsphase ist gekennzeichnet von Fluktuation. Immer wieder neue Mitglieder können den Entscheidungsfindungsprozess verzögern. Es muss aber darauf geachtet werden, dass alle Mitglieder immer über alle Vorgänge Bescheid wissen, ansonsten könnten Entscheidungen auf Basis einer falschen Annahme getroffen werden. Zudem kann das Unterschätzen des anfallenden Aufwandes zum Scheitern eines Projekts führen. Können nicht die entsprechenden (rechtlichen) Rahmenbedingungen geschaffen werden, kann ein Projekt nicht gelingen. Das Grundstück, die rechtliche Form bzw. die Beziehungen zwischen den Mitgliedern, die Finanzierung, die Baubewilligung, die Personen und die Berücksichtigung der jeweiligen Bedürfnisse müssen passen und evt. Förderungsmöglichkeiten erhoben worden sein. Erst wenn dies lückenlos geklärt und nach bestem Gewissen eingeschätzt wurde, kann überhaupt an „gemeinsam Wohnen“ gedacht werden. Ein Ignorieren oder Verschweigen von auftretenden Abweichungen führt in der Folge meist zu erheblichen Schwierigkeiten und gefährdet ein Projekt. All das führt aber auch dazu, dass es sich um eine sehr langwierige Projektentwicklung handelt, wofür viel Zeit in Anspruch genommen werden muss.<sup>133</sup>

## 4.2. Phasen des MGW

MGW als Projekt, kann in vier Phasen eingeteilt werden. Als Erstes muss eine Vorarbeit der InitiatorInnen geleistet werden. Die Phase der Gemeinschaft und Gemeinschaftsbildung zieht sich allerdings vom ersten Treffen der Gemeinschaftsmitglieder bzw. InteressentInnen, bis über das Wohnen und Leben, wo neue Mitglieder hinzustoßen können bzw. andere austreten, und stellt daher einen Prozess ohne Ende dar, außer das Projekt scheitert. Die Aufgaben für die Gemeinschaft am Anfang sind die Phasen der Planung und des Bauens und schließlich die, mit der Phase der Gemeinschaft verknüpfte, Phase des Wohnens und Lebens, die ebenfalls endlos ist. Es können auch immer wieder Schleifen, zu einer vorherigen Phase gezogen werden, bspw. wenn ein Umbau nötig wird. Dann muss wieder bei der Planung angesetzt werden.

---

<sup>132</sup> vgl. Beernaert (2011), 133f.

<sup>133</sup> vgl. Beernaert (2011), 134; vgl. Kuzmich (2011), 120; vgl. Prehofer (2011), 70f; vgl. Temel (2011), 45ff.

Die folgenden vier Unterpunkte können ebenfalls für die Renovierung eines Objektes hergenommen werden. Der fünfte Punkt gibt eine Orientierung für die Verwendung eines bereits bestehenden Wohnbaus. Die Basis für diesen Leitfaden sind die aus der Literatur und in den Interviews ermittelten Erfolgs- und Misserfolgskriterien.

#### **4.2.1. Vorarbeit der InitiatorInnen**

Zu Beginn eines Projektes steht die Initiative von (Privat)Personen, die verschiedene Dinge zu berücksichtigen haben, wie folgend aufgezählt ist.

- ➔ Der allererste Schritt für InitiatorInnen, ist das Suchen von Vorbildern und die Kontaktaufnahme zu ähnlichen Projekten. Deren Empfehlungen können Entscheidungen in der Folge wesentlich vereinfachen.
- ➔ Wichtig ist auch, dass die InitiatorInnen sich dessen ganz bewusst sind, was sie (erreichen) wollen und WARUM. Daraus ergibt sich ein erster Entwurf des Konzeptes, das hinter dem Projekt steht.
- ➔ Von den InitiatorInnen wird der Ort des späteren Baus festgelegt. Es ist dabei die gegebene Infrastruktur zu berücksichtigen, denn v. a. ältere Personen brauchen bspw. barrierefreie Wege.
- ➔ Ein/e ArchitektIn für den Wohnbau wird von den InitiatorInnen festgelegt. Idealerweise hat diese/r bereits Erfahrungen mit gemeinschaftlichen Wohnprojekten oder flexibel gestalteten Wohnbauten.
- ➔ Außerdem wird in der Region, wo das Projekt umgesetzt werden soll, mit der öffentlichen Verwaltung Kontakt aufgenommen und evt. private Sponsoren gesucht.
- ➔ Über verschiedene Medien – Zeitungsannoncen, Internet-Einträge in (regionale) Foren z. B. Plattform der Initiative 50plus der Grünen OÖ, evt. in Kooperation mit der regionalen Verwaltung z. B. Gemeinde, Magistrat etc. – werden interessierte Personen angesprochen und zu einer Informationsveranstaltung eingeladen. Dort wird die Idee, das Konzept, der Bauort und der/die ArchitektIn vorgestellt. Für die Informationsveranstaltung kann evt. von öffentlichen/privaten Sponsoren eine Räumlichkeit zur Verfügung gestellt werden.

Menschen, die ein MGW-Projekt initiieren wollen, sollten mit der Suche nach Vorbildern und der Recherche von ähnlichen Projekten beginnen. Auch der Entwurf eines Konzeptes und damit die Suche nach einem geeigneten Ort für den Bau sowie geeigneten ArchitektInnen sollte als Vorarbeit geleistet werden. Empfehlenswert ist es auch zu versuchen, die öffentliche Verwaltung oder private Sponsoren für das Projekt zu gewinnen, mit der Be-

gründung, dass sich gesamtgesellschaftlich positive Effekte aus MGW ergeben. Das erleichtert in der Folge bürokratische Wege bzw. kann als finanzielle Ressource dienen. Auch das Finden von potentiellen Gemeinschaftsmitgliedern und das Abhalten von Informationsveranstaltungen fällt in den alleinigen Aufgabenbereich der InitiatorInnen.

#### **4.2.2. Gemeinschaft/-sbildung**

Gemeinschaft wird nicht von allein. Daher gibt es von Beginn an wichtige Punkte in diesem Bereich zu berücksichtigen.

- ➔ In Folgeveranstaltungen wird von allen Interessierten gemeinsam ein Konzept entwickelt, das den Bedürfnissen aller BewohnerInnen gerecht wird. Es beinhaltet die gemeinsamen Ziele sowie die Regeln des Gemeinsam-seins. Dies ist als erste Aufgabe der Gemeinschaft zu betrachten.
- ➔ Eine soziale Begleitung von außen – ein/e SozialarbeiterIn, ModeratorIn, TherapeutIn etc. – unterstützt den Weg durch die „storming-Phase“ der Gruppenbildung und moderiert den ersten Prozess der Bedürfnisdarlegung, damit jede Person sich gleichberechtigt einbringen kann. Jede Person muss sich in dieser Phase im Klaren über die eigenen Bedürfnisse sein sowie darüber, ob diese sich mit denen der anderen Personen ergänzen bzw. vereinbaren lassen.
- ➔ Andere Projekte werden, nach Möglichkeit, gemeinsam besichtigt.
- ➔ Ein Verein wird gegründet, damit die Gemeinschaft auch rechtlich handlungsfähig wird. Alle zukünftigen BewohnerInnen sind Mitglied. Dies erscheint als sinnvolle Form, das gemeinschaftliche Wohnen und Leben zu organisieren und somit einen ideellen gemeinsamen Zweck zu verfolgen.<sup>134</sup>
- ➔ Regelmäßige Treffen sind sehr wichtig für das Kennenlernen. Auf eine gute Kommunikationsstruktur ist besonders zu achten.

Ist die erste Informationsveranstaltung noch Aufgabe der InitiatorInnen, sind die Folgeveranstaltungen und deren Inhalte bzw. Verlauf bereits im Verantwortungsfeld aller potentiellen Gemeinschaftsmitglieder. Von Beginn der Veranstaltungen an sollte eine gemeinschaftliche Arbeitsweise selbstverständlich sein. Bewährt hat sich auch eine Begleitung durch außenstehende Personen, welche die Gemeinschaftsbildung unterstützen. Es sollte jedenfalls eine kompetente Ansprechperson für soziale, rechtliche und finanzielle Belange zur Seite gestellt sein. Die Gründung eines Vereines zur Verwaltung des gemeinschaftlichen Besitzes ist die sinnvollste Art u. a. rechtlichen Konflikten vorzubeugen. Regelmä-

---

<sup>134</sup> vgl. §1 Abs. 1 VerG idF BGBl I 66/2002.

ßigkeit ist für den Aufbau einer Gemeinschaft und einer guten Kommunikationsstruktur sehr wichtig. Evt. können ähnliche Projekte besichtigt werden. Die Bereitschaft auf Seiten der BewohnerInnen wäre grundsätzlich vorhanden, anderen Menschen Einblick zu gewähren in ihre Wohn- und Lebensform.

#### **4.2.3. Planung und Aufbau**

Planung und Aufbau können sehr mühsame Kapitel sein, an denen schon Projekte gescheitert sind. Gerade deshalb ist es aber wichtig, diese Phase gut überlegt und geordnet zu durchlaufen, um letztendlich ein zufriedenstellendes Ergebnis zu erzielen.

- ➔ Durch die Bildung von Arbeitsgruppen, mit Beginn der Planungsphase, können die einzelnen Personen entlastet werden. Die anfallenden Aufgaben werden nach Kompetenz, Interesse und fair aufgeteilt. Dadurch bleibt der Arbeitsaufwand für jede Person in einem akzeptablen Ausmaß.
- ➔ Eine „Skelettbauweise“ ohne tragende Wände empfiehlt sich, wenn die Räumlichkeiten flexibel bleiben sollen und die räumlichen Ressourcen sehr begrenzt sind.
- ➔ Für die persönliche Wohneinheit als Rückzugsbereich sollte ausreichend Platz eingeplant werden. Es sollte gleichfalls ausreichend Gemeinschaftsräumlichkeiten vorgesehen werden. Diese beiden Aspekte sollten im Sinne der Balance aus Gemeinschaft und Individualität stehen.
- ➔ Ein die Wohneinheiten verbindender Gang, als Gemeinschaftstreffpunkt, der hell und warm gestaltet wird, ist empfehlenswert. Dies kann z. B. durch viele Fenster oder Glaswände und Platz für Sitzgelegenheiten erreicht werden.
- ➔ Kompetente Ansprechpersonen für rechtliche, soziale und architektonische Belange stehen weiterhin beratend zur Seite. Diese werden von den InitiatorInnen beauftragt. Evt. können sie über Empfehlungen von anderen ProjektinitiatorInnen gefunden werden.
- ➔ Grundstück: Durch das Aufsetzen eines Nutzungsvertrages und nicht dem Erwerb eines Grundstückes wird das benötigte Startkapital erheblich gesenkt. Evt. kann eine Kauf-Option vereinbart werden, wo ein Grundstück für eine bestimmte Zeit reserviert werden kann. So sind nicht auf Anhieb große finanzielle Mittel der Gemeinschaft gebunden.
- ➔ Eine Anzahl von 20 mitbestimmenden Parteien – Einzelpersonen, Familien etc. – sollte nicht überschritten werden.



- Für die Kosten der Errichtung wird ein Kredit bei einer Bank aufgenommen, der über den gegründeten Verein läuft und durch die Beiträge der Mitglieder (bspw. als „Wohnbeitrag“) getilgt wird.
- Wenn Eigentum erwünscht wird, richtet sich der Preis nach den jeweiligen Investitionen bzw. Baukosten. Die Kosten für Gemeinschaftsräume werden gerecht aufgeteilt. Es empfiehlt sich hier, jedem Gemeinschaftsmitglied eine gleich große Wohneinheit zur Verfügung zu stellen. Die Kosten sollten in etwa für alle Personen gleich ausfallen.
- Fördermöglichkeiten – Wohnbauförderung, Projektförderung für Vereine etc. – von öffentlicher Seite (Land, Bund, EU) und deren Voraussetzungen werden geprüft.
- Rechtliche Vorschriften, wie Baubewilligungen, müssen eingehalten und dementsprechend berücksichtigt werden. Dazu ist die bereits erwähnte kompetente Ansprechperson empfehlenswert.
- So weit es möglich ist, sind die Gemeinschaftsmitglieder in die Tätigkeiten des Bauens mit einbezogen, z. B. durch aufräumen, ausmalen, den Garten anlegen etc.
- !!Durchhaltevermögen!!

Der letzte Punkt zieht sich eigentlich durch die gesamte Phase der Planung und des Aufbaus. Durchhaltevermögen in vielen Bereichen wird den Gemeinschaftsmitgliedern abverlangt. In den meisten Fällen verläuft diese Phase nicht ganz reibungslos. Abhilfe können Arbeitsgruppen schaffen, wodurch die einzelnen Personen entlastet werden. Trotzdem gibt es viele Entscheidungen, bspw. die Bauweise, die nur von der gesamten Gemeinschaft getroffen werden können. Je größer dabei die Gruppe, desto größer auch die Anzahl an Meinungen und Bedürfnissen. Gerade in dieser Phase ist auch die Begleitung durch außenstehende Personen essentiell, um Konflikten frühzeitig zu begegnen. Diese Phase stellt aber auch eine gute Basis für die Bildung einer stabilen Gemeinschaft, weil in der gemeinsamen Arbeit das Kennenlernen und die Akzeptanz füreinander gefördert werden. Nicht zu unterschätzende Punkte sind auch die Finanzierung sowie bürokratische Wege, die der Aufbau von Wohnflächen mit sich bringt.

#### **4.2.4. Wohnen**

Das gemeinsame Wohnen und Leben ist im Prinzip die Erreichung des ersten Ziels eines Projektes. Ist der Aufbau erfolgreich verlaufen, darf von der Gemeinschaft nicht vergessen werden, die Gemeinschaftsaktivitäten aufrecht zu erhalten. Es müssen auch immer die Empfehlungen der Gemeinschaftsbildung und –erhaltung berücksichtigt werden.

- Bevor die Besiedelung stattfindet wird ein gemeinsamer Urlaub aller Gemeinschaftsmitglieder gemacht. So wird ein erster Eindruck des Zusammenlebens gewonnen.
- Entsprechend der geplanten Wohnräume ziehen schließlich alle Mitglieder in ihre Wohneinheiten.
- Ein regelmäßiger Austausch dient der Aufrechterhaltung des Gemeinschaftslebens und der jeweiligen Bedürfnisbefriedigung.
- Empfohlen werden monatliche Treffen aller Gemeinschaftsmitglieder.
- Immer wieder gemeinsame Ziele festlegen, bspw. als „Jahresthemen“, also ein Jahr unter ein bestimmtes, von der Gemeinschaft festgelegtes, Motto stellen.

Ein gemeinsamer Urlaub vor dem tatsächlichen Besiedeln kann einen ersten Eindruck vom Zusammenleben geben. In dieser Zeit ist ein Ausstieg aus der Gemeinschaft noch mit geringerem Aufwand, als wenn schon eingezogen wurde, verbunden. Wichtig ist, dass die gemeinsamen Ziele und Aufgaben, vor allem auch für die erleichterte Neuaufnahme von Mitgliedern, immer wieder festgelegt werden. Selbst wenn es nur der jährliche Kauf von Heizmaterial oder die Poolreinigung ist, es sollte gemeinsame Aufgaben geben.

#### **4.2.5. Alternative: Verwendung eines bestehenden Wohnbaus**

Für die Verwendung eines bestehenden Wohnbaus wurden noch kaum Erfahrungen gesammelt, vielleicht ist auch die Nachfrage nicht vorhanden. Trotzdem kann es vor allem, wenn eine kostengünstige Variante gesucht wird, sich, nach Ansicht der Autorin, lohnen über diese Möglichkeit nachzudenken. Wie dies dann ablaufen kann, dazu folgende Empfehlungen.

- Sollte auch die Nachbarschaft schon bestehen, gibt es verschiedene Möglichkeiten aus diesem „Nebeneinander“ ein „Miteinander“ werden zu lassen.
  - Es kann bspw. eine Grünfläche gemeinsam bewirtschaftet werden – ein Garten, Hof, ...
  - Es können auch Gemeinschaftsräumlichkeiten gemeinsam gestaltet und verwaltet werden.
  - Auch die gemeinsame Verwaltung einer gemeinschaftlichen Heizungsanlage o. ä. kann als gemeinsames Element dienen.
- Auch hier sollte ein Verein zur Verwaltung der gemeinschaftlichen Besitztümer gegründet werden, um die Investitionen rechtlich abzusichern.

- Ansonsten gelten natürlich die Bedingungen des Punktes 4.1.2. Gemeinschaft/sbildung.
- Ein gemeinsamer Urlaub kann zum Aufbau eines Netzwerkes genutzt werden.
  - Monatliche Treffen helfen die Gemeinschaft aufzubauen und zu erhalten.

Im Prinzip gelten diese Bedingungen auch für Gemeinschaftsmitglieder, die erst nach der Fertigstellung des Wohnbaus für das MGW eingezogen sind. Durch die gemeinsame Erledigung von Aufgaben finden sich die Personen schneller zusammen und lernen einander kennen, was für die Übernahme von Verantwortung füreinander innerhalb der Gemeinschaft wesentlich ist.

### **4.3. Aufbau von Austauschbeziehungen**

Warum braucht es Austauschbeziehungen und wie können diese aufgebaut und genutzt werden. Darüber gibt dieses Kapitel Aufschluss.

Große Institutionen stoßen immer mehr an ihre Grenzen der Finanzierbarkeit, der Flexibilität, der Erreichbarkeit und der Menschenwürde. Daher liegt die Suche nach neuen Formen der Hilfe, abseits der professionalisierten Hilfe, v. a. bei Überlegungen der Struktur des Wohnens, der BewohnerInnen und dem Umgang miteinander. Diese Beziehungen müssen stabilisiert und genügend Freiraum gewährleistet werden. Dies beugt unnötigen Konflikten vor und fördert ein solides und solidarisches Miteinander. In einem weiteren Schritt führt das zu geringer Umzugshäufigkeit, sodass Austauschbeziehungen innerhalb einer Hausgemeinschaft wachsen können. Professionelle Hilfe / Dienstleistungen und vernetzte Haushalte mit Austauschbeziehungen im Rahmen gegenseitiger Verantwortungsübernahme ergänzen sich gegenseitig.<sup>135</sup>

Als Sozialkapital werden jene Ressourcen bezeichnet, die aufgrund der Zugehörigkeit zu einer Gruppe zur Verfügung stehen. Das sind soziale Netzwerke, die auf gegenseitigem Kennen und Anerkennen beruhen. Schon in den 1980/90er Jahren wurde das Sozialkapital definiert, in Abgrenzung zum ökonomischen oder kulturellen Kapital, als angewiesen auf die Existenz anderer Individuen. Es steht somit der einzelnen Person nicht direkt zur Verfügung. Wie kann also das Potential dieser sozialen Ressourcen nutzbar gemacht werden?<sup>136</sup>

---

<sup>135</sup> vgl. Bodenschatz/Harlander (2010), 312; vgl. Friedrichs (2010), 319f; vgl. Sauter (2011), 83.

<sup>136</sup> vgl. Bourdieu (1983), 190f; vgl. Coleman (1990), 302.

Die Definition von MGW impliziert, dass eine vielschichtige Palette von individuell erbrachten Leistungen entsteht. Im Sinne der Reziprozität sollen diese so gestaltet werden, dass ein ausgeglichenes Verhältnis von Leistung und Gegenleistung entstehen kann. So braucht es einige Rahmenbedingungen, um ein „Funktionieren“ der Idee, die hinter dem MGW steht, zu erreichen. Auf der Ebene des Alltagsgeschehens aufbauend, sind diese gegenseitigen Leistungen praktisch unabhängig vom Staat. Somit muss von der (Haus)Gemeinschaft, also dem Netzwerk von Haushalten, ein Kontext geschaffen werden. Dabei sind drei wichtige Punkte zu berücksichtigen.<sup>137</sup>

**Gerechtigkeit:** Für eine Konstruktion sozialer Ordnung ist die Gerechtigkeit unumgänglich. Jeder soll ein Mindestmaß an Freiheit haben, die nicht die Freiheit eines anderen einschränkt. Gerechtigkeit im Sinne von Fairness meint auch Wechselseitigkeit herzustellen, zu geben und etwas zu empfangen, das insgesamt eine annähernde Gleichverteilung ergibt.<sup>138</sup>

**Verantwortung:** Verantwortung ist ein Gefühl, das entweder als (moralische) Pflicht oder als Aufgabe gesehen werden kann. Eltern haben bspw. das Verantwortungsgefühl der Liebe ihren Kindern, sowie ihren eigenen Eltern gegenüber. Dies ist ein ethischer Aspekt, der für ein tragfähiges Zusammenleben, vor allem wenn Hilfsbedürftigkeit vorliegt, unabdingbar ist.

**Unterstützung:** Schließlich ist noch zu klären, welche Leistungen der Unterstützung zuzurechnen sind. Austauschbeziehungen sollen unterstützend wirken. Was ist Unterstützung? Unterstützung steht unter anderem für „equity“ und „exchange“. Sie beinhaltet außerdem emotionale Verbundenheit, entsteht aus einem Prozess des Aushandelns, welche Leistungen von wem und für wen erbracht werden. Individuen haben die Tendenz, Beziehungen im Hinblick auf eine längere Entwicklung zu sehen. So können Unterstützungsleistungen zur späteren Verpflichtung einer Gegenleistung führen. Die Herausforderung, diese Leistungen, die zum Teil nur aus emotionalen Faktoren wie Zuwendung bestehen, messbar zu machen und schließlich zu bewerten, unterliegt wiederum den individuellen Aushandlungsprozessen einer Gemeinschaft, die somit ihre eigenen Normen festlegt.<sup>139</sup> Daher sagt bspw. der Deutsche Wolfgang Thierse zu dem Thema MGW und Austauschbeziehungen: *„Hier lernen junge und ältere Menschen voneinander, haben Freude und Spaß bei gemeinsamen Aktivitäten und unterstützen sich in schweren Zeiten.“*<sup>140</sup>

---

<sup>137</sup> vgl. Liegle/Lüscher (2003), 201f.

<sup>138</sup> vgl. Liegle/Lüscher (2003), 203ff.

<sup>139</sup> vgl. Liegle/Lüscher (2003), 272ff.

<sup>140</sup> Wolfgang Thierse (2010), 1.

Als Beispiel nennt Volker Amrhein die Rolle der außerfamilialen Großeltern als Alternative zum Familienverband. Die Moderne war gekennzeichnet von Aushandlungsprozessen. In der Postmoderne sind die Handlungsrahmen noch einmal deutlich erweitert. Pensionierte Nachbarn dienen als Großelternersatz und passen auf die Kinder auf. Der einzige Unterschied ist der Beziehungsaufbau, der erst allmählich geschehen muss, im Gegensatz zur meist schon bestehenden Verbindung mit leiblichen/„rechtlichen“ Großeltern. Ansonsten steht die freiwillige und selbst gewählte Großelternschaft ganz im Sinne der Individualisierung.<sup>141</sup>

Nach Ansicht der Autorin braucht es für das Herstellen von Gerechtigkeit in den Austauschbeziehungen keine Einführung einer Währung. Dies eignet sich lediglich für wirklich große gemeinschaftlich wohnende Gruppen mit mehr als 60 Personen. Wobei es sich dann nicht mehr um die empfohlene maximale Anzahl an zusammenlebenden Personen handelt. Daher wurde eine Währung nicht im Leitfaden berücksichtigt. Es sollten vielmehr die Gründe erhoben werden, sollte eine Person sich ungerecht behandelt fühlen. Dies fällt wiederum in das Thema der „guten Kommunikation“ innerhalb einer Gemeinschaft.

## **5. Zusammenfassung und Resümee**

Die mittelständisch-bürgerliche Familie bis ins 19. Jhdt. war Vorreiter für die Idee mehrerer Generationen unter einem Dach, die unabhängig von ihrer Verwandtschaft Leistungen füreinander erbrachten. Im Zuge der industriellen Revolution vollzog sich die Reduktion auf die Kernfamilie.

Gesellschaft befindet sich in einem ständigen Wandel, der mehr oder weniger rasant vorstatten geht bzw. regionalen Unterschieden unterliegt. Dieser Wandel ist geprägt von Individualisierung, Flexibilisierung, Modernisierung etc. Funktionen, die vor 200 Jahren noch innerhalb des „ganzen Hauses“ erfüllt wurden, sind heute ausdifferenziert und institutionalisiert bzw. professionalisiert. Von der Kinderbetreuung über die (Werte)Bildung bis hin zur Altenpflege ist vieles bereits als standardisierte Dienstleistung auf dem Markt zu erhalten. Dabei eignen sich nicht alle Bedürfnisse der Menschen, durch professionelle Dienstleistungen befriedigt werden zu müssen.

Hier wird der Bogen zum MGW gespannt. Bspw. können die Potentiale der älteren Menschen, die Kinderaufsicht und deren Entwicklung durch Lebenserfahrung zu fördern und dafür Lebensenergie zurück zu bekommen, in dieser Wohnform voll ausgeschöpft werden. Das würde eine Aufwertung der Lebensqualität für jede Generation bedeuten, wirkt die Verbindung von Kindern und Älteren auch positiv auf die Zwischengeneration, als Ent-

---

<sup>141</sup> vgl. Amrhein (2010).

lastung für die Eltern. Ein bereicherndes Lebensumfeld für Kinder, Erwachsene und ältere Menschen kann geboten werden. Menschliche Ressourcen, das soziale Kapital, können nachhaltig und sinnvoll eingebracht und genutzt werden. Kurz - das Finden von Verlässlichkeit, Geborgenheit ohne Enge, abgelöst von verwandtschaftlichen Zwängen, hin zu ideellen Beziehungen von hoher Qualität.

Geboten wird Hilfe und Unterstützung wo und wie sie gebraucht wird, als individueller Aushandlungsprozess. Anders als professionalisierte Dienstleistungen werden Leistungen innerhalb des MGW aus dem Alltagsgeschehen heraus auf- und ausgebaut. Ausgeführt werden diese gegenseitigen Leistungen solidarisch unter den Gesichtspunkten der Gerechtigkeit, der Verantwortung und der Unterstützung. Innerhalb einer (Haus)Gemeinschaft werden individuelle Defizite ausgeglichen und Entwicklung gefördert. So entspricht MGW dem Gedanken der Individualisierung in dem Sinne, dass das eigene Lebensumfeld von den BewohnerInnen selbst mit gestaltet werden kann und das Verlassen können auf die Unterstützung durch andere Menschen eine gewisse Freiheit in der Lebens- und Alltagsgestaltung zulässt.

Sind die Hürden der Startphasen eines MGW-Projektes überwunden, fängt das ganz normale Zusammenleben, mit all seinen Vor- und Nachteilen, die nicht nur auf die Generationen sondern vielmehr auf die Personenvielfalt zurückzuführen sind. MGW kann auch misslingen, weil Menschen manchmal irrational handeln und emotional geleitet sind. Beim MGW handelt es sich um einen Prozess nach dem Bottom-up-Prinzip: „Nur was wächst hat Bestand.“ Ein praktisches Beispiel, dass es nur so funktioniert, ist der Modellstadtteil Vauban in Deutschland. Aufgebaut auf politischer Ebene, funktionieren nur wenige der Häuser dort im Sinne des MGW und zwar jene, die auf persönliche Initiative hin errichtet wurden.

Letztlich bleiben noch offene Fragen, wie jene der Finanzierung. Den Verbindlichkeitsgrad steigernd wirkt bspw. eine Wohnung als Eigentum zu erwerben, aber nicht alle können und wollen sich das leisten. Hinzu kommt, dass dann nicht mehr die Gemeinschaft als solche darüber bestimmen kann. Die Autorin ist zu dem Schluss gekommen, dass ein Projekt dann gelingt, egal welche Formen gewählt werden, wenn alle Entscheidungen gut überlegt und den Bedürfnissen der jeweiligen Gemeinschaft entsprechend getroffen wurden. Die Motivation der InitiatorInnen ist es, das Spektrum der Möglichkeiten der eigenen Lebensgestaltung zu erweitern und dadurch auf die gesellschaftlichen Anforderungen zu reagieren. BewohnerInnen erhofften sich, ihre ganz individuelle Lebenslage durch MGW zu verbessern durch die Potentiale, die sich dort auftun. Die BewohnerInnen erkannten, dass sich gemeinsam einfach mehr erreichen lässt und ein breites Feld der Bedürfnisbefriedigung geschaffen werden konnte. Trotzdem oder gerade deswegen ergeben sich

auch verschiedene Herausforderungen. Gemeinschaft braucht Zeit und die aktive Gestaltung durch deren Mitglieder zur Aufrechterhaltung. Neben dem Aufwand von immateriellen und materiellen Ressourcen spielen immer auch Einflüsse von Personen außerhalb der Gemeinschaft eine nicht zu unterschätzende Rolle. Für MGW braucht es die persönlichen Ressourcen für die Entwicklung von Verständnis und Solidarität. Daher setzen sich die betrachteten Projekte wohl auch vorwiegend aus Menschen der gebildeten Mittelschicht ab 35 Jahren zusammen.

So verschieden die Menschen sind, so individuell sind die Projekte. Das spricht einerseits für den jeweiligen Nutzen für die BewohnerInnen. Auf der anderen Seite macht es die Erstellung eines Leitfadens wesentlich schwieriger, als wenn Projekte, wo generationenübergreifend Gemeinschaft gelebt wird, in eine Kategorie eingeteilt werden können. Dem ist aber nicht so und genau deshalb entsprechen diese Projekte, diese Wohn- und Lebensformen, den Ansprüchen der Individualisierung und der Selbstbestimmung genauso wie einer unvergleichbar hohen Lebensqualität der einzelnen BewohnerInnen. Mit wenigen Änderungen kann sogar jeder Wohnbau zum MGW werden, werden die BewohnerInnen nur in die Selbstverantwortung entlassen und haben die Möglichkeit ihr Umfeld mit zu gestalten.

Offenbar finden sich gelungene Projekte eher im Zentrum einer Stadt oder in Stadtnähe. Dies liegt nach Auswertung der Gespräche wohl an der Kultur und der Offenheit der Städter gegenüber Alternativen. Ist am Land noch der Besitz wichtig, ist in der Stadt Flexibilität gefordert. So entsprechen diese Häuser und deren Organisation genau den Ansprüchen eines modernen Stadtmenschen. Individualität kann gelebt werden durch Selbstbestimmtheit, Flexibilität und Mobilität sind gegeben durch die Rahmenbedingungen, der Anonymität und Einsamkeit wird entgangen durch das Gemeinschaftsleben und schließlich sind Betreuung und Pflege kein Hindernis mehr im Berufsleben, weil durch die Personenvielfalt keine Last mehr alleine getragen werden muss.

Im ländlichen Bereich sind die Ansprüche vielleicht noch etwas verschoben. Die Projekte dort sind bspw. das Zurückziehen auf das ruhigere Land durch Stadtmenschen oder von einer sozialen Organisation „durchorganisiert“, sodass wenig Mitbestimmung der BewohnerInnen vorliegt. Im ländlichen Bereich liegt (noch) nicht das ausreichende Verständnis für eine Gemeinschaft außerhalb der Blutsverwandtschaft vor. Durch die Anonymität in der Stadt und die dadurch fehlende soziale Kontrolle hatten die Menschen die Möglichkeit sich auf ihre innersten Bedürfnisse zu besinnen. Weil der Mensch aber ein Gemeinschaftswesen ist war es nur eine Frage der Zeit, bis die Nähe des „Dorfes“ auch in der Stadt gesucht wurde. Die Verbindung von Privatheit und Allgemeinwohl, als Ziel des gemeinschaftlichen Wohnens, ist eine Bereicherung für jeden einzelnen Menschen. So sagt

Göschel: „Ein allgemeines Problem wird durch das gemeinschaftliche Wohnen ... in der Realisierung eines vernünftigen Privatinteresses gelöst. Privatinteresse und Allgemeinwohl bilden keinen Widerspruch, sondern bedingen sich gegenseitig.“<sup>142</sup> MGW ist also nicht nur die Antwort, es ist die ganz logische Konsequenz aus den (Grund)Bedürfnissen der Menschen heraus nach einer Balance von Individualität und Gemeinschaft.

Abschließend ein Zitat von Hirschhausen, das Vieles, was MGW ausmacht, in wenigen Worten darstellt:

„Glück kommt selten allein.“<sup>143</sup>

Gemeinschaft bedeutet für ihre Mitglieder die Möglichkeit, ihr Glück darin zu finden, weil die meisten Menschen ungern allein sind und Einsamkeit unglücklich macht. Denn alleine das Gefühl, „einsam“ zu sein, bedeutet schon, dass eine Situation unzufriedenstellend ist, ansonsten würde das Gefühl wohl „Freiheit“ oder „Unabhängigkeit“ heißen, aber nicht „Einsamkeit“.

---

<sup>142</sup> Göschel (2010), 14.

<sup>143</sup> Eckart von Hirschhausen (2010).



# Literaturverzeichnis

## Bücher und Fachbeiträge:

- Aner, Kirsten / Karl, Fred / Rosenmayr, Leopold: Die neuen Alten – Retter des Sozialen? Anlass und Wandel gesellschaftlicher und gerontologischer Diskurse, in: Aner, Kirsten / Karl, Fred / Rosenmayr, Leopold (Hrsg.): Die neuen Alten – Retter des Sozialen?, Wiesbaden 2007, 13-35
- Baco, Uwe / Beutelmeyer, Werner / Starmayr, Birgit: Familie. ein gefährdeter Wert, in: Market-Institut (Hrsg.): market-Studienreihe. Band 3, Linz 1994
- Beernaert, Regine: Gemeinschaft B.R.O.T.-Kalksburg in der Startphase. Februar 2006 bis April 2010. Schwerpunkt: Entwicklungsprozess, in: Adrigan, Angela / Schattovits, Helmuth (Hrsg.): Heimat finden. Gemeinschaftliches Wohnen zwischen Sehnsucht und Gelingen, Wien Graz 2011, 127-135
- Bodenschatz Harald / Harlander, Tilman: Stadtwohnen, in: Harth, Annette / Scheller, Gitta (Hrsg.): Soziologie in der Stadt- und Freiraumplanung. Analysen, Bedeutung und Perspektiven, Wiesbaden 2010, 297-318
- Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt – Sonderband 2, Göttingen 1983, 183-198
- Brauer, Kai: Bowling together. Clan, Clique, Community und die Strukturprinzipien des Sozialkapitals, Wiesbaden 2005
- Buber, Isabella / Fliegenschnee, Katrin: Die Entscheidung für oder gegen ein Kind – ökonomische und individuelle Aspekte, in: Österreichisches Institut für Familienforschung (Hrsg.): Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGG)“ 2008/09, Wien 2009, 29
- Buber, Isabella / Neuwirth, Norbert: Das Generations and Gender Programme der UNECE. Ein Instrument international vergleichender demographischer Forschung, in: Österreichisches Institut für Familienforschung (Hrsg.): Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGG)“ 2008/09, Wien 2009, 6-7
- Buber, Isabella / Sobotka, Tomáš: Kinderwunsch – gewünschte Kinderzahl, in: Österreichisches Institut für Familienforschung (Hrsg.): Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGG)“ 2008/09, Wien 2009, 8-9 und 11
- Buchen, Sylvia / Maier Maja S.: Älterwerden neu denken. Interdisziplinäre Perspektiven auf den demografischen Wandel, Wiesbaden 2008
- Coleman, James Samuel: Foundations of social theory, Cambridge 1990

- Friedrichs, Jürgen: Welche soziale Mischung in Wohngebieten?, in: Harth, Annette / Scheller, Gitta (Hrsg.): Soziologie in der Stadt- und Freiraumplanung. Analysen, Bedeutung und Perspektiven, Wiesbaden 2010, 319-334
- Fuchs, Dörte / Orth, Jutta: Umzug in ein neues Leben. Alternative Wohnkonzepte in der zweiten Lebenshälfte, München 2003
- Fuchs, Susanne / Offe, Klaus: A Decline of Social Capital? The German Case, in: Putman, Robert D. (Hrsg.): Democracies in Flux. The evolution of Social Capital in contemporary society, Oxford 2002, 189-244
- Gestrich, Andreas: Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert. Enzyklopädie deutscher Geschichte Band 50, München 1999
- Grundmann, Matthias: Familienstruktur und Lebensverlauf. Historische und gesellschaftliche Bedingungen individueller Entwicklung, Frankfurt/Main 1992
- Häussermann, Hartmut / Siebel, Walter: Stadtsoziologie. Eine Einführung, Frankfurt/Main 2004
- Heitkötter, Martina / Rauschenbach, Thomas / Diller, Angelika: Veränderte Anforderungen an Familien. Ausgangspunkte für integrierte Infrastrukturangebote für Kinder und Eltern, in: Diller, Angelika / Heitkötter, Martina / Rauschenbach, Thomas (Hrsg.): Familie im Zentrum. Kinderfördernde und elternunterstützende Einrichtungen – aktuelle Entwicklungslinien und Herausforderungen, München 2008, 9-14
- Huinink, Johannes / Konietzka, Dirk: Familiensoziologie. Eine Einführung, Frankfurt/Main 2007
- Jureit, Ulrike: Generation und Moderne. Kritische Anmerkungen zu einer begrifflichen Inanspruchnahme, in: Brandt, Hartwin/ Schuh, Maximilian/ Siewert, Ulrike (Hrsg.): Familie – Generation – Institution. Generationenkonzepte in der Vormoderne, Bamberg 2008, 31-47
- Klapfer, Karin: Familien- und Haushaltsstatistik 2009 – Ergebnisse der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung. Herausgegeben von STATISTIK AUSTRIA, Wien 2010
- Köller, Regina: Zeit im Alter – öffentliche oder persönliche Ressource?, in: Aner, Kirsten / Karl, Fred / Rosenmayr, Leopold (Hrsg.): Die neuen Alten – Retter des Sozialen?, Wiesbaden 2007, 127-142
- Kreppner, Kurt: Die Bedeutung familialer Beziehungen und Kommunikationsmuster für die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern, in: Engelbert, Angelika u.a. (Hrsg.): Spannungsfeld Familienkindheit. Neue Anforderungen, Risiken und Chancen, Opladen 2000, 136-154

- Kuzmich, Franz: Geplant und gebaut in Mitbestimmungsprozessen, in: Adrigan, Angela / Schattovits, Helmuth (Hrsg.): Heimat finden. Gemeinschaftliches Wohnen zwischen Sehnsucht und Gelingen, Wien Graz 2011, 115-125
- Kytir, Josef / Wiedenhofer-Galik, Beatrix: Familienstrukturen und Familienbildung. Ergebnisse des Mikrozensus September 2001, Wien 2003
- Lepsius, M. Rainer: Interessen, Ideen und Institutionen, 2. Auflage, Wiesbaden 2009
- Lüscher, Kurt / Liegle, Ludwig: Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft, Konstanz 2003
- Majce, Gerhard / Rosenmayr, Leopold: Generationensolidarität in Österreich 2005. Empirisch-soziologische Untersuchung der Altersforschung in Österreich, Wien 2005
- Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, 8. Auflage, Weinheim und Basel 2003
- Mittmannsgruber, Leopold: Erlebte Erfahrung in 20 Jahren Gemeinschaft B.R.O.T.-Hernals, in: Adrigan, Angela / Schattovits, Helmuth (Hrsg.): Heimat finden. Gemeinschaftliches Wohnen zwischen Sehnsucht und Gelingen, Wien Graz 2011, 137-143
- Nave-Herz, Rosemarie: Die Mehrgenerationenfamilie unter familienzyklischem Aspekt, in: Steinbach, Anja (Hrsg.): Generatives Verhalten und Generationenbeziehungen, Wiesbaden 2005, 47-60
- Neuwirth, Norbert: Zufriedenheit in der Partnerschaft und Partnerschaftsstabilität, in: Österreichisches Institut für Familienforschung (Hrsg.): Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGS)“ 2008/09, Wien 2009, 20-21
- Peuckert, Rüdiger: Familienformen im sozialen Wandel, 6. Auflage, Wiesbaden 2005
- Pfeil, Elisabeth: Die Großstadtfamilie, in: Claessens, Dieter / Milhoffer, Petra: Familiensoziologie. Ein Reader als Einführung, 5. Auflage, Königstein/Ts. 1980, 179-203
- Pinquart, Martin / Silbereisen, Rainer K.: Sozialer Wandel und individuelle Entwicklung, in: Pinquart, Martin / Silbereisen Rainer K. (Hrsg.): Individuum und sozialer Wandel. Eine Studie zu Anforderungen, psychosozialen Ressourcen und individueller Bewältigung, München 2008, 7-36
- Pochobradsky, Elisabeth et al.: Situation pflegender Angehöriger. Endbericht, ÖBIG, Wien 2005

- Polak, Regina / Zulehner, Paul M.: Lieben und Arbeiten, in: Denz, Hermann u. a. (Hrsg.): Die Konflikt-Gesellschaft. Wertewandel in Österreich 1990-2000, Wien 2001, 43-97
- Prehofer, Regina: Fragen der Finanzierung. Realisierung von Wohnbauprojekten durch selbstorganisierende Bauträger – eine Punktuation, in: Adrigan, Angela / Schattovits, Helmuth (Hrsg.): Heimat finden. Gemeinschaftliches Wohnen zwischen Sehnsucht und Gelingen, Wien Graz 2011, 63-72
- Reiche, Tobias: Der demographische Wandel und seine Folgen - ausgewählte Beispiele in einer Betrachtung anhand des rheinländisch-pfälzischen Landkreises Vulkaneifel (Daun). Studienarbeit, Norderstedt 2005
- Reiterer, Albert F.: Moderne Gesellschaften. Sozialstruktur und Sozialer Wandel in Österreich, 2. Auflage, Wien 1998
- Riehl, Wilhelm Heinrich: Die Familie. Naturgeschichte des Volkes als Grundlage deutscher Sozialpolitik, 3. Auflage, Stuttgart 1861
- Rieker, Peter / Seipel, Christian: Integrative Sozialforschung. Konzepte und Methoden der qualitativen und quantitativen empirischen Forschung, Weinheim und München 2003
- Sauter, Hanns: Die zukunftsweisende Form von Hauskirche! Biblische Aspekte und pastorale Überlegungen für heute, in: Adrigan, Angela / Schattovits, Helmuth (Hrsg.): Heimat finden. Gemeinschaftliches Wohnen zwischen Sehnsucht und Gelingen, Wien Graz 2011, 75-88
- Schattovits, Helmuth: Eine Antwort auf den gesellschaftlichen Wandel am Beispiel Gemeinschaft B.R.O.T., in: Adrigan, Angela / Schattovits, Helmuth (Hrsg.): Heimat finden. Gemeinschaftliches Wohnen zwischen Sehnsucht und Gelingen, Wien Graz 2011, 101-114
- Schulte, Elke: Mehrgenerationenwohnen. Eine Antwort auf die Herausforderungen des demografischen und sozialen Wandels?, Hamburg 2009
- Schwägler, Georg: Anfänge einer Familiensoziologie bei Wilhelm Heinrich Riehl und Frédéric Le Play, in: Claessens, Dieter / Milhoffer, Petra: Familiensoziologie. Ein Reader als Einführung, 5. Auflage, Königstein/Ts. 1980, 14-36
- Siewert, Ulrike: Speramus autem hoc nomen non excidere de genere nostro. Familie – Generation – Institution, in: Brandt, Hartwin / Schuh, Maximilian / Siewert, Ulrike (Hrsg.): Familie – Generation – Institution. Generationenkonzepte in der Vormoderne, Bamberg 2008, 249-265
- Steinhoff, Bernd: Intergenerationelles Lernen. Zur Entwicklung einer altersintegrativen Lernkultur, in: Buchen, Sylvia /Maier, Maja S. (Hrsg.): Älterwerden neu denken. Interdisziplinäre Perspektiven auf den demografischen Wandel, Wiesbaden 2008, 131-144

Stolle, Dietlind: The Sources of Social Capital, in: Hooghe, Mark / Stolle, Dietlind (Hrsg.): Generating Social Capital. Civil society and institutions in comparative perspective, New York 2003, 19-42

Temel, Robert: Potentiale in Wien und Österreich, in: Adrigan, Angela / Schattovits, Helmuth (Hrsg.): Heimat finden. Gemeinschaftliches Wohnen zwischen Sehnsucht und Gelingen, Wien Graz 2011, 41-48

Tötzer, Tanja / Loibl, Wolfgang: Ansprüche einer alternden Bevölkerung an Wohnen, Wohnumfeld und Mobilität – Zukunftsthemen für die Wiener Stadtpolitik, in: Hanappi-Egger, Edeltraud / Schnedlitz, Peter (Hrsg.): Ageing Society. Altern in der Stadt: Aktuelle Trends und ihre Bedeutung für die strategische Stadtentwicklung, Wien 2009, 606-666

Wieners, Tanja: Miteinander von Kindern und alten Menschen. Perspektiven für Familie und öffentliche Einrichtungen, Wiesbaden 2005

Wintersberger, Helmut: Generationale Arbeits- und Ressourcenteilung. Die Evolution der Kindheit aus ökonomischer Perspektive, in: Hengst, Heinz / Zeiher, Helga (Hrsg.): Kindheit soziologisch, Wiesbaden 2005, 181-200

Wirsching, Andreas: Eltern – Paare – Singles: Privatheitswerte im Wandel, in: Bueb, Bernhard u.a. (Hrsg.): Alte Werte – Neue Werte. Schlaglichter des Wertewandels, Göttingen 2008, 69-77

### **Internetquellen:**

Aegidienhof e.V. Lübeck, Nutzungskonzept, [http://www.aegidienhof-luebeck.de/frame\\_index.html](http://www.aegidienhof-luebeck.de/frame_index.html) (Stand: 14.7.2010)

AGE Platform Europe, Intergenerational Solidarity. The way forward, <http://www.age-platform.org/> (Stand: 5.8.2010)

Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser, Zahlen und Fakten, [http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/coremedia/generator/mgh/de/01\\_\\_Mehrgenerationen\\_C3\\_A4user/02\\_\\_Das\\_20Aktionsprogramm/03\\_\\_Zahlen\\_20und\\_20Fakten/01\\_\\_Informationen\\_\\_Mehrgenerationen\\_C3\\_A4user.html](http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/coremedia/generator/mgh/de/01__Mehrgenerationen_C3_A4user/02__Das_20Aktionsprogramm/03__Zahlen_20und_20Fakten/01__Informationen__Mehrgenerationen_C3_A4user.html) (Stand: 26.7.2011a)

Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser, Was ist das Aktionsprogramm?, [http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/coremedia/generator/mgh/de/01\\_\\_Mehrgenerationen\\_C3\\_A4user/02\\_\\_Das\\_20Aktionsprogramm/01\\_\\_Was\\_ist\\_das\\_Aktionsprogramm/01\\_\\_Was\\_20ist\\_20das\\_20Aktionsprogramm.html](http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/coremedia/generator/mgh/de/01__Mehrgenerationen_C3_A4user/02__Das_20Aktionsprogramm/01__Was_ist_das_Aktionsprogramm/01__Was_20ist_20das_20Aktionsprogramm.html) (Stand: 26.7.2011b)

- Amrhein, Volker: Die Rolle der Großeltern im Familienverband – und ihre Alternativen,  
[http://www.familienhandbuch.de/cmain/f\\_Aktuelles/a\\_Elternschaft/mail@jfehr.ch/mail@jfehr.ch/s\\_1096.html](http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Elternschaft/mail@jfehr.ch/mail@jfehr.ch/s_1096.html) (Stand: 19.8.2010)
- andersWOHNEN eG, wohnenPLUS, <http://www.anderswohnen-eg.de/projekt.html>  
 (Stand: 5.8.2010)
- Angela Merkel, Stimmen zum Aktionsprogramm,  
[http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/coremedia/generator/mgh/de/\\_\\_\\_Downloads/Stimmen\\_20zum\\_20Programm.pdf](http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/coremedia/generator/mgh/de/___Downloads/Stimmen_20zum_20Programm.pdf) (Stand: 15.8.2010)
- BMFSFJ, Demografischer Wandel als Chance – Europäischer Kongress in Berlin,  
<http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/BMFSFJ/aeltere-menschen,did=97416.html> (Stand: 19.8.2010)
- Bönisch, Markus /Gross, Inge: Struktur und Volumen der Freiwilligenarbeit in Österreich. Im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Konsumentenschutz,  
[http://www.statistik.at/web\\_de/static/struktur\\_und\\_volumen\\_der\\_freiwilligenarbeit\\_in\\_oesterreich\\_aktualisierte\\_v\\_034666.pdf](http://www.statistik.at/web_de/static/struktur_und_volumen_der_freiwilligenarbeit_in_oesterreich_aktualisierte_v_034666.pdf) (Stand: 19.8.2010)
- B.R.O.T.-Hernals: Was ist B.R.O.T.?, <http://www.brot-hernals.at/seite.php?id=wasistbrot> (Stand: 4.7.2011)
- B.R.O.T.-Kalksburg: Vereins-Strukturen, [http://www.brot-kalksburg.at/index.php?option=com\\_content&view=article&id=52:vereinsstrukturen&catid=32:interne-organisation&Itemid=49](http://www.brot-kalksburg.at/index.php?option=com_content&view=article&id=52:vereinsstrukturen&catid=32:interne-organisation&Itemid=49) (Stand: 5.7.2011)
- B.R.O.T.-Verband: B.R.O.T. Verband, <http://www.brot-verband.at/> (Stand: 5.7.2011)
- Die Grünen OÖ: Initiative 50plus,  
<http://ooe.gruene.at/fuenfzigplus/artikel/lesen/65059/> (Stand: 29.7.2011)
- Eckart von Hirschhausen, Stimmen zum Programm,  
[http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/coremedia/generator/mgh/de/01\\_\\_Mehrgenerationh\\_C3\\_A4user/02\\_\\_Das\\_20Aktionsprogramm/05\\_\\_Stimmen\\_20zum\\_20Programm/Stimmen\\_20zum\\_20Programm\\_202.html](http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/coremedia/generator/mgh/de/01__Mehrgenerationh_C3_A4user/02__Das_20Aktionsprogramm/05__Stimmen_20zum_20Programm/Stimmen_20zum_20Programm_202.html) (Stand: 15.8.2010)
- empirica: Wohnprojekte für Jung und Alt. Generationen übergreifende Baugemeinschaften, LBS Zukunftswerkstatt (Hrsg.),  
<http://www.lbs.de/west/immobilien/wohnen-mit-zukunft/wohnprojekte-fuer-jung-und-alt> (Stand: 14.7.2010)
- Forum Vauban, EU, <http://www.forum-vauban.de/EU.shtml> (Stand: 14.7.2010)

- Göschel, Albrecht: Wohnprojekte – Keimzellen für Bürgerengagement in Wohnhaus, Nachbarschaft und Gesellschaft, in: Projektbüro „Dialog der Generationen“ (Hrsg.): Mehr als Wohnen. Dokumentation des Fachtages, [http://www.generationendialog.de/\\_uploadfiles/file/Dokumentation%20-%20Mehr%20als%20Wohnen%20\(letzte%20Druckversion\).pdf](http://www.generationendialog.de/_uploadfiles/file/Dokumentation%20-%20Mehr%20als%20Wohnen%20(letzte%20Druckversion).pdf) (Stand: 19.8.2010)
- Grüne OÖ: Grünpreis, <http://ooe.gruene.at/gruenpreis> (Stand: 20.2.2011)
- Hermann, Laurenz: Eine Reise durch den Modellstadtteil Vauban. Die Vision eines nachhaltigen Stadtquartiers wird sichtbar, <http://www.carstensperling.de/pdf/life-broschuere-g.pdf> (Stand: 14.7.2010)
- Kiga-Portal: Aphorismen, <http://www.kigaportal.com/downloads/aphorismen/kind/afrikanisches-spruchwort/> (Stand: 26.7.2011)
- Lebenshaus: Startseite, <http://www.lebenshaus.at/home.html> (Stand: 6.7.2011a)
- Lebenshaus: Hilfswerkverein, <http://www.lebenshaus.at/hilfswerkverein.html> (Stand: 6.7.2011b)
- Lehner et al.: Projektergebnisse. Elternorientierte Personalpolitik mit Focus auf Väter in Niederösterreich, [http://www.noe.gv.at/bilder/d47/zusammenf\\_EOP\\_web.pdf?18884](http://www.noe.gv.at/bilder/d47/zusammenf_EOP_web.pdf?18884) (Stand: 28.6.2011)
- Matzinger, Fritz: Les Paletuviers, <http://www.matzinger.at/html/paletuv2.htm> (Stand: 5.7.2011)
- Naturhof Pramtal: Organisation, <http://www.nahopra.at/index.php?id=55> (Stand: 5.7.2011a)
- Naturhof Pramtal: Werte, <http://www.nahopra.at/index.php?id=15> (Stand: 5.7.2011)
- Picher, Margit: Was heisst schon Idealfamilie? Hürden und Chancen neuer Familienformen in unserer Gesellschaft, <http://www.patchworkfamilien.at/themen/themendetail.php?artid=58&menuid=3> (Stand: 2.7.2010)
- Rumpfhuber, Andreas: Les Palètuviers #16: Guglmugl, [http://www.architekturtheorie.eu/archive/download/366/Guglmugl\\_archtheorie\\_IBK.pdf?PHPSESSID=f0b47863779135b3bf5454a476f26bc0](http://www.architekturtheorie.eu/archive/download/366/Guglmugl_archtheorie_IBK.pdf?PHPSESSID=f0b47863779135b3bf5454a476f26bc0) (Stand: 5.7.2011)

Scurrall, Babette: Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen. Wie der Verein Land.Leben.Kunst.Werk in Sachsen-Anhalt mit ökologischem Gartenbau, Landschaftspflege und Gebäudesanierung vielfältige Lern- und Beteiligungsangebote und auch eine neue Existenzgrundlage für Dorfbewohner schafft, <http://www.landlebenkunstwerk.de/download/pdf/scurrall09.pdf> (Stand: 17.6.2010)

Statistik Austria, Bevölkerungsstand,  
[http://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/bevoelkerung/volkszaehlungen\\_regist\\_erzaehlungen/bevoelkerungsstand/034336.html](http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/volkszaehlungen_regist_erzaehlungen/bevoelkerungsstand/034336.html) (Stand: 17.6.2010a)

Statistik Austria, Bevölkerungsstand nach Alter und Geschlecht,  
[http://www.statistik.at/web\\_de/static/bevoelkerung\\_2001\\_nach\\_alter\\_geschlecht\\_und\\_gemeindegroessenklassen\\_034362.xls](http://www.statistik.at/web_de/static/bevoelkerung_2001_nach_alter_geschlecht_und_gemeindegroessenklassen_034362.xls) (Stand: 18.6.2010b)

Statistik Austria, Demografische Indikatoren,  
[http://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/bevoelkerung/demographische\\_messzahlen/demographische\\_indikatoren/023572.html](http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/demographische_messzahlen/demographische_indikatoren/023572.html) (Stand: 1.7.2010c)

Statistik Austria: Bevölkerungsprognosen. Bevölkerung nach breiten Altersgruppen von 1950 bis 2050,  
[http://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/bevoelkerung/demographische\\_prognosen/bevoelkerungsprognosen/027330.html](http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/demographische_prognosen/bevoelkerungsprognosen/027330.html) (Stand: 19.8.2010d)

Ueltzhöffer, Jörg: Generationenkonflikt und Generationenbündnis in der Bürgergesellschaft. Eine sozialemprirische Repräsentativerhebung in der Bundesrepublik Deutschland 1999, Presseinformation, URL: [http://www.sigma-online.com/de/Articles\\_and\\_Reports/generationenkonflikt.pdf](http://www.sigma-online.com/de/Articles_and_Reports/generationenkonflikt.pdf) (Stand: 28.6.2010)

wohnen.de, Mehrgenerationen-Wohnen,  
<http://www.wohnen.de/Mehrgenerationen.html> (Stand: 5.8.2010)

Wolfgang Thierse, Stimmen zum Aktionsprogramm,  
[http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/coremedia/generator/mgh/de/\\_\\_\\_Downloads/Stimmen\\_20zum\\_20Programm.pdf](http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/coremedia/generator/mgh/de/___Downloads/Stimmen_20zum_20Programm.pdf) (Stand: 15.8.2010)



# Anhang

## A. Leitfaden für das Interview

### 1. Der individuelle Weg zu einem Projekt / zu dem Thema

- Wie sind Sie hier hergekommen/ zu diesem Thema gekommen?
- Warum haben Sie sich für dieses Projekt entschieden? Was waren die Motive?
- Welche Erwartungen hatten Sie an das Projekt? Wurden/werden diese erfüllt?
- Haben Sie (sonst noch) Familie? Was sagt die dazu?

### 2. (eigene) Definition des MGW

- Wie definieren Sie für sich diese Wohn- und Lebensform?
- Worum gehts bei dieser Wohnform? Welche Ziele werden damit verfolgt?
- Ist diese Wohnform Ihrer Meinung nach mit einer (Groß)Familie vergleichbar?

### 3. Rahmenbedingungen

- Wie wird diese Wohnform organisiert? (Rechtsform, Basis des Wohnens – Eigentum oder Miete, Finanzierung, ...)
- Wie sieht die Unterstützung durch die öffentliche Hand aus?
- Wie gestaltet sich der Prozess der Gemeinschaftsbildung?
- Was ist wichtig bei der Bildung einer Gemeinschaft? (Faktoren)
- Wie sieht der Aufnahmeprozess für neue BewohnerInnen aus?
- Was ist gut an den Rahmenbedingungen, was könnte verbessert werden?
- Wie ist die Altersstruktur bzw. die soziale Struktur bei Ihnen im Haus?
- Warum denken Sie ist die Struktur so im Projekt?
- Was kann das Interesse der Politik sein MGW zum Thema zu machen?

### 4. Austauschbeziehungen

- Welche Austauschbeziehungen gibt es in dieser Wohnform?
- Welche Rolle spielt das Thema Hilfe anbieten und annehmen?
- Welche Rolle spielt das Thema Gerechtigkeit dabei? Empfinden Sie die Aufteilung als gerecht?

- Wie erfolgt die Organisation des Austausches von Leistungen? Gibt es etwa eine Währung?
- Gibt es gemeinsame Aktivitäten der gesamten Gemeinschaft? Wie sind diese organisiert?

### **5. Zufriedenheit (Chancen/Risiken)**

- Was schätzen Sie besonders an dieser Wohnform?
  - Welchen Einfluss haben die unterschiedlichen Generationen auf Ihr persönliches Befinden?
  - Fühlen Sie sich gut aufgehoben hier?
  - Sind Sie gerne hier? Warum?
  - Warum denken Sie ist dieses Projekt so erfolgreich umgesetzt worden?
  - Gab es bereits Herausforderungen? Wurden diese bewältigt? Wie?
  - Ist schon jemand aus der Gemeinschaft ausgetreten? Warum?
- 
- Welche Empfehlungen können Sie für die Umsetzung von Projekten geben?

### **6. Denken Sie, dass dies eine Lebensform für die Zukunft ist?**

- Möchten Sie abschließend noch etwas sagen?

